Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 52 – 30. Dezember 2006

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE

Einen guten Rutsch ins Jahr 2007 wünscht Ihnen Ihre *Preußische Allgemeine Zeitung*



Voller Freude die deutsche Fahne schwenkend: Die Fußball-Weltmeisterschaft löste alte Verklemmungen. Foto: Getty

Nur ein Sommermärchen

Wer kümmert sich um die Pflege der »Marke Deutschland«?

Von KLAUS D. VOSS

Wäre Deutschland in diesem Sommer an der Börse gehandelt worden, dann hätten wir wirklich einen Bestseller gesehen – oder besser gesagt: Deutschland hätte sich verkauft „wie nix“.

Dieses Land ist, hätten Marketing-Experten und Analysten uns während der Fußball-Weltmeisterschaft bescheinigt, ein tolles Unternehmen, an dem alles stimmt. Und die Belegschaft stand wie ein Mann zur Firma, wann hatten wir das zuletzt gesehen? Die Aktie Deutschland war ihr Geld wert.

Aber machen wir Börsenschluß für 2006: Der fröhliche, sympathische Patriotismus der Fußball-Tage droht zu verkümmern auf Restbestände von schwarz-rot-goldenen Fahnen, die meist schon deutlich verblichen sind. Das Gefühl, wir könnten jede Hürde nehmen, uns jeder neuen Aufgabe stellen, verläuft sich. Offen gesagt: Der Kurs der Deutschland-Aktie fällt wieder.

Die wichtigen Fragen an das Management der Deutschland AG: Warum können wir den Kurs nicht halten? Wer denn im Vorstand fühlt sich verantwortlich für das Markenimage? Wer verspielt den Erfolg? Es ist fatal, sich auf Lorbeeren ausruhen zu wollen.

In der Wirtschaft gibt es erprobte Prinzipien, um eine Spitzenmarke erfolgreich zu führen. Erstens: Die Vorgaben des Managements müssen klar und eindeutig sein, ausgerichtet auf die Erfolgsziele. Zweitens: Im Unternehmen darf es keine Zweifel an den Zielen und Qualitätsanforderungen geben; intern muß die Kultur stimmen. Drittens: Ein gutes Selbstwertgefühl überzeugt auch Außenstehende; über den Wert einer Marke entscheidet letztlich das Ansehen beim Kunden.

Übrigens: Nicht anders hat Jürgen Klinsmann in der Kabine für die Marke Deutschland gearbeitet.

Die Politik darf noch von der Wirtschaft und vom Fußball lernen – nicht nur was die Kassenführung angeht. Die Sommerfußball-Hausse muß weiter getrieben werden, wenn die Marke Deutschland prosperieren soll – auch beim Stichwort interne Kultur: Das Verantwortungsgefühl für den Staat muß gepflegt werden, ein vernünftiger Patriotismus darf nicht im Freizeitvergnügen enden, nicht als Sommermärchen.

Es sind nur scheinbar die kleinen Dinge, die entscheiden. Aber wann hat zuletzt eine Schulklasse die Nationalhymne gesungen, oder die Mitglieder eines Vereins – und zwar ohne Spickzettel für den Text?

Klare Werte verhelfen zu einem sicheren Urteil und führen damit zu den richtigen Zielen. Hans Domizlaff, der legendäre Pionierarbeit bei der Bildung von Marken und Unternehmensprofilen geleistet hat, wußte, wie wichtig die wertegestützte Urteilskraft ist: „Der markentechnische Dilletantismus unserer Zeit beruht nicht auf Ideenarmut, sondern auf einem Mangel an kritiksicherem Wissen, mit dem man die Spreu vom Weizen zu trennen vermag.“

Soweit liegen die Dinge von Politik und Wirtschaft nicht auseinander; Domizlaff, der sich auf solide pommersch-preußische Wurzeln seiner Familie berufen konnte, hat aus seinem Wissen um die Markenphilosophie ein „Brevier für Könige“ geschrieben.

KLAUS D. VOSS:

Viel Glück!

Wenn Angela Merkel auf Horst Köhler zugeht, macht sie den Diener – so wollen es die ungeschriebenen Regeln des Protokolls. Die wirkliche Machtverteilung zwischen Kanzlerin und Bundespräsident ist natürlich eine andere.

Aber die Deutschen trauen ihrem Präsidenten eine Menge zu, vor allem, sie trauen ihm wirklich. Weit mehr als einer Regierung, die nicht halten will, was sie versprochen hat. Quer durch alle Umfragen genießt Köhler soviel Ansehen wie CDU/CSU und SPD zusammen, die Werte für die FDP noch beigelegt: 77 Prozent Köhler-Fans gibt es schon.

Kommen da die Deutschen ins Träumen von einem „starken Mann“? Jedenfalls haben sie jemanden gefunden, der stark in seinen Grundsätzen und Prinzipien ist und Verfassungstreue auch praktiziert. Also keine Sorge, daß sich Horst Köhler bei seinen Aufgaben und Kompetenzen vielleicht vergreifen könnte.

Die meisten Politiker haben Horst Köhler lange Zeit unterschätzt, die Medien übrigens auch. Allein durch Können und Leistungswillen aufzufallen, gelingt in unserer Gesellschaft eben nicht mehr. So ist der Aufstieg eines Elite-Beamten an die Spitze die reine Ausnahme, leider.

Als Hausherr im Schloß Bellevue hat sich Köhler aus der Rolle des Staatsnotars gelöst, dem Amt des Bundespräsidenten neuen Respekt verschafft – auch um den Preis, daß er die Erinnerung an Verantwortung in Regierungspolitik und bei der Parlamentsarbeit auffrischen mußte. Jetzt, vor der zweiten Hälfte seiner Amtszeit, werden die Wünsche an ihn noch anspruchsvoller: Kann er die Wertmaßstäbe unserer Gesellschaft neu zentrieren, die Perspektiven unseres Landes erweitern? Viel Glück!

Silvestergedanken

Schon wieder vorüber, beendet ein Tag
und wieder beginnt eine Nacht.
Was alles begonnen, zerronnen sein mag,
was habe ich heut' schon vollbracht?

Schon wieder vorüber, beendet ein Jahr,
ein anderes wird uns jetzt neu.
Ob etwas beständig, gesegnet wohl war?
Vielleicht ist auch alles nur Spreu?

Bald endet auch dieses, das Auf und das Ab,
ein Leben beschließt seinen Lauf.
Was aber mag bleiben? – Man schaufelt ein Grab
und Kränze sie wölben sich drauf!

Schon wieder vorüber – zu Ende das Spiel,
nach dem sich ja alles hier dreht.
Und was wir auch werken, wir fehlen so viel.
Ob einer wohl dennoch besteht?

Es ist nur ein Name, es ist nur ein Mann
Und sein Kreuz steht fest in der Zeit.
Er kennt keinen Wechsel, kein Wann und kein Dann;
Denn in ihm ist die Ewigkeit.

Ja, in ihm ist es eins, das Wollen und Tun
und beides hat Dauer und Stand.
Drum will jemand ähnlich im Ewigen ruhn,
der laß' sich getrost seiner Hand!

Ernst-August Marburg, ev. Pastor, geb. 27. Nov. 1919 Osterode / Ostpreußen, gest. 18. Mai 2003 Hannover

Der Euro macht nur Kopfzerbrechen

Auch fünf Jahre nach der Umstellung rechnen die Deutschen in ihrer alten DM-Währung

Von KLAUS APFELBAUM

Fünf Jahre und noch immer kein Ende ... mit der D-Mark. Nach einer Studie von Wirtschaftshistorikern der Freien Universität (FU) Berlin rechnen rund Dreiviertel der deutschen Bevölkerung den Euro in die alte Währung um, vor allem, wenn es um höhere Beträge geht. Die Bundesbank vermißt immer noch 14,5 Milliarden D-Mark, die bisher nicht in Banknoten der Gemeinschaftswährung umgetauscht worden sind. Sollten die Bundesbürger sich entschließen, ihre Mark-Reserven auszugeben – das wäre ein Konjunktur-Anstoß ohnegleichen.

Freunde hat der Euro nicht dazu gewonnen. Nur noch 48 Prozent der 314 Millionen Euro-Bürger halten die Gemeinschaftswährung für eine gute Idee, 2002 waren es 59 Prozent, meldeten die Demoskopen an ihren Auftraggeber, die EU-Kommission. In Deutschland muß man die Frage gar nicht erst stellen: 60 Prozent D-Mark-Freunde.

Zwar beteuern alle Statistiker, der Euro habe das Leben nicht verteuert, aber die Bundesbürger (und die EU-Nachbarn) wissen es besser. Die durchschnittliche Inflation der letzten fünf Jahre lag in Deutschland bei 1,5 Prozent, aber die Preisermittlung hat, wie die Wissenschaftler zugeben, methodische Schwächen. Im Warenkorb der Statistiker werden zum Beispiel auch Videorekorder, PC und Flugreisen verrechnet, die nicht zu den täglichen Anschaffungen zählen. Die „gefühlte Inflation“ beim Alltags-Einkauf ist eine andere Erfahrung.

Spitzen-Leider unter dem Euro sind offensichtlich die Spanier, die in fünf Jahren bis zu 60 Prozent Preisanstieg verkraften mußten, allerdings bei ordentlichen Lohnzuwächsen. Die Einkommen der Bundesbürger haben sich in diesem Zeitraum kaum entwickelt, weshalb die Deutschen in der Lohnskala langsam nach unten wandern – und besonders schlecht auf den Euro zu sprechen sind.

In Österreich, dem EU-Land mit der besten Wirtschaftsbilanz in den Euro-Jahren, wird das „Münzerl“ fast durchgängig als „Teuro“ beschimpft, Italiener beschweren sich über „La colpa è dell'euro“, was ungefähr das gleiche heißt: „Die Schuld liegt beim Euro.“

Wirkliche Gefahr droht dem Euro aber von außen. Mit einem aktuellen Gegenwert von 1,32 US-Dollar ist die Europa-Währung drastisch überbewertet; ein Hindernis vor allem für die Exporte. Ob der Euro gegen eine Spekulationswelle gewappnet ist, bleibt die offene Frage. Zwar bestreitet die Europäische Zentralbank (EZB) jeden Vorwurf, der Euro sei eine vaterlandslose Währung – aber die harte Bewährungsprobe hat die EZB noch nicht bestehen müssen.



„Ihr erstes Wunder hat die für das erste Halbjahr 2007 bevorstehende deutsche Ratspräsidentschaft in der Europäischen Union (EU) schon vollbracht", stellte der Stammtisch im Deutschen Haus fest.

Hat doch der deutsche Außenminister Steinmeier (SPD) vor der Brüsseler Pressekonferenz die banale Selbstverständlichkeit vorgetragen: „Wir werden in den kommenden sechs Monaten keine Wunder vollbringen können." Allein damit hat er die Verblüffung einiger Diplomaten und Journalisten ausgelöst. Doch das nicht etwa dadurch, was er gesagt hat, sondern wie er es gesagt hat. Hielt doch der deutsche Außenminister diese Pressekonferenz in deutscher Sprache ab.

An dieser Selbstverständlichkeit, so hieß es in Brüssel, wolle Steinmeier auch künftig festhalten, denn Deutsch sei die Sprache mit der zweitgrößten Verbreitung in Europa und den meisten Muttersprachlern. Ob sich mit Steinmeiers Auftritt endlich eine selbstbewußtere Haltung des deutschen Hauptnettozahlers in der EU abzeichne, fragte sich der Stammtisch. Hatte sich doch Österreich während seiner Präsidentschaft mit der Arbeitssprache Englisch abgefunden. Der zu Hause als Bundeskanzler abgewählte Schüssel sei jetzt auf Jobsuche in Europa. „Sicher auf Englisch" munkelt man derzeit in Brüssel. Der Stammtisch, nahm das mehr hämisch als mitfühlend auf.

In Brüssel hieß es auch, in der Sache wolle Steinmeier die deutsche Ratspräsidentschaft nutzen, um als „ehrlicher Makler" einen Ausweg aus der „Verfassungskrise" zu finden, während Bundeskanzlerin Merkel noch jede Gelegenheit nutze, Treueschwüre zur EU-Verfassung abzulegen, die am „Nein" der Franzosen und Niederländer gescheitert ist. Der Stammtisch meinte, da werde wohl deutsche innenpolitische Fallenstellerei betrieben. Ein Wunder wäre das nicht.

Euer Michel

Heimatvertriebene ausgegrenzt

Deutsch-Polnische Gesellschaft warnt vor verstimmenden Polemiken und meint damit nicht Warschau

Von Karlheinz Lau

Wir stehen in der Verantwortung" – so eine Aussage des Bundesverbandes der Deutsch-Polnischen Gesellschaft, unterzeichnet unter anderem von Rita Süssmuth. Im Text heißt es: „Beunruhigt sind wir über die in den letzten Jahren zunehmenden Versuche, eine zukunftsgerichtete Partnerschaft zwischen Polen und Deutschland in Frage zu stellen." Man erwartet nun bei der weiteren Lektüre, daß Roß und Reiter genannt werden, daß gesagt wird, wer diese Versuche unternimmt. Fehlanzeige, es bleibt nebulös, aber aus der Diktion des Textes kann unschwer erraten werden, wer gemeint ist: der „Bund der Vertriebenen" (BdV), das „Zentrum gegen Vertreibungen" (ZgV), die „Preußische Treuhand" und so weiter, kaum aber die Polemiken der gegenwärtigen national-konservativen Regierung in Warschau.

In dem Papier werden dann alle Gruppen und Institutionen aufgezählt, die sich um Versöhnung mit Polen bemühen. Es fehlen folgerichtig die deutschen Heimatvertriebenen, immerhin bis heute die größte Bevölkerungsgruppe in Deutschland mit den intensivsten Kontakten zu den neuen Bewohnern ihrer Heimat. Seit Jahrzehnten sind sie echte Brückenbauer, was zahllose polnische Bürger und Kommunalpolitiker in den heutigen Westgebieten anerkennen und auch aussprechen. Stellvertretend müssen die Kommunalpolitischen Kongresse der Landsmannschaft Ostpreußen genannt werden. In der Verantwortung stehen bei den gegenwärtigen Irritationen also wohl nicht die Deutschen, aber die gegenwärtige polnische Regierung. Sie spielt auf ihrer Klaviatur die altbekannten antideutschen Ressentiments, die im 19. und 20. Jahrhundert in Polen das negative Deutschlandbild verfestigten. Das wird so schnell nicht abzubauen sein. Prügelknaben für Warschau sind im wahrsten Sinne des Wortes und gebetsmühlenartig immer wiederholt der BdV mit Erika Steinbach, das ZgV sowie die „Preußische Treuhand". Ein geradezu würdeloses Spiel wurde bei der Ausstellung „Erzwungene Wege" demonstriert; nach dem Motto „erst versprochen – dann gebrochen" erging aus Warschau buchstäblich der Befehl, Ausstellungsstücke die aus Polen zur Verfügung gestellt wurden, wieder zurückzurufen. Bekanntestes Beispiel ist die Schiffsglocke der „Wilhelm Gustloff". Aber, und hier zeigt sich ein neu entstehendes bürgerliches Selbstbewußtsein, nicht alle polnischen Leihgeber folgten dem Ansinnen ihrer Regierung. Diese Haltung bestätigt eine Beobachtung deutscher und polnischer Experten, daß mit Beginn der demokratischen Entwicklung seit dem Zusammenbruch des Kommunismus in Polen und Europa sowie seit der polnischen Mitgliedschaft in Nato und EU die Einstellungen der politischen Eliten und die gesellschaftlichen Auffassungen zunehmend auseinanderdriften. Das betrifft auch gerade das Verhältnis des normalen Polen zu Deutschland. Bestätigt wird dieser Trend durch eine Umfrage mit dem Arbeitstitel „Polen und Deutsche, gegenseitige Wahrnehmungen nach der Osterweiterung der EU". 2000 und 2006 wurden in beiden Ländern Bürger zum gegenseitigen Verhältnis befragt. Das Ergebnis zeigt eine interessante, überraschende und auch erfreuliche Entwicklung in der gegenseitigen Wahrnehmung in den letzten Jahren: Die Deutschen nehmen die Polen heute positiver wahr als sechs Jahre zuvor, wenngleich nach wie vor negative Assoziationen überwiegen, die jedoch zurückgehen. Aber immer noch ist das Erscheinungsbild schlechter als das Deutschlandbild der Polen. Eine der Hauptursachen dafür sind die Kenntnisdefizite, jeder zweite Deutsche hat keine klare Meinung über Polen und die Polen. Hier besteht bis heute eine deutliche Asymetrie. Diese Tatsache ist durchaus erstaunlich angesichts der vielen polnischen Arbeitnehmer in Deutschland, des steigenden Tourismus, der vielen Partnerschaften mit polnischen Gemeinden sowie der zunehmenden Nachfrage beim deutsch-polnischen Jugendwerk; leider gibt es hier gegenwärtig Störfeuer von polnischer Seite. Auch fehlt auf deutscher Seite ein klarer Hinweis auf die zahllosen Aktivitäten deutscher Vertriebener in Richtung ihrer ehemaligen Heimat. Es stellt sich immer wieder die Frage, warum dieser Umstand in Deutschland so zäh und geflissentlich immer verschwiegen wird. Selbst die häufig kritisierte gemeinsame Schulbuchkommission betonte 2005 auf ihrer Sitzung in Stettin die große Bedeutung persönlicher Begegnungen von Deutschen und Polen, die das Schicksal der Vertreibung teilen, hieraus wächst gegenseitiges Vertrauens. Die Auswertungen der Befragungen behandeln das nur indirekt, sie betonen vielmehr die verschiedenen Formen deutsch-polnischer Kontakte vornehmlich in den Grenzregionen, wo das Vertrauenspotential aufgrund der persönlichen Erfahrungen gegenüber Deutschland gewachsener und größer ist als in grenzfernen Regionen unseres Nachbarn, was auch für Deutschland gilt. Diese persönlichen Eindrücke wirken dann in politischen Krisenzeiten stabilisierend. Ein wirklich eindrucksvolles Beispiel zeigt der in der Euroregion „Pro Europa Viadrina" aktive polnische Historiker Zbigniew Czarnuch, der ein Projekt über die Zusammenarbeit ehemaliger deutscher und heutiger polnischer Bewohner der Neumark um Küstrin, Landsberg an der Warthe und Berlinchen angeschoben hat. Generell ist der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen in den öffentlichen deutsch-polnischen Diskussionen präsent. Der Plan eines „Zentrums gegen Vertreibungen" wird in Polen als ein Instrument der Geschichtspolitik gesehen, um die deutsche Schuld am Zweiten Weltkrieg zu verwischen, die Deutschen als Opfer, die Polen als Täter hinzustellen. Noch so viele Klarstellungen und auch Einladungen, am Projekt ZgV mitzuarbeiten, haben offensichtlich nichts bewirkt. Interessant ist auch, daß nur etwa 20 Prozent der Deutschen, die befragt wurden, Konkretes vom ZgV gehört haben. Dieses Ergebnis verwundert angesichts der Breite und Intensität der Diskussionen in Deutschland und zwischen Deutschland und Polen. Außerdem wird auch hier der Focus ausschließlich auf Erika Steinbach gerichtet, und überhaupt nicht zur Kenntnis genommen, daß hinter diesem Projekt prominente Persönlichkeiten unseres Landes stehen, Hunderte von Städten, Gemeinden und Landkreisen Unterstützung signalisiert haben, das heißt Erika Steinbach ist nicht Alleinunterhalterin. Überraschung löste auch die Aussage auf dem Forum aus, die der nicht unbekannte Chefredakteur Basil Kerski des deutsch-polnischen Magazins „Dialog" machte, daß die geplante Gaspipeline von Rußland nach Deutschland durch die Ostsee in Polen als ein offensichtlich viel ernsteres Problem angesehen wird als ein „Zentrum gegen Vertreibungen" in der Hauptstadt Berlin. Sollte dies zutreffen, gibt es Hoffnungen auf einen sachbezogenen Konsens über ein Zentrum mit europäischer Dimension.



Verärgerte Polens Regierung: Die Ausstellung des „Zentrums gegen Vertreibungen" Foto: ddp

Mit einem Bein noch in der Zelle

Historiker David Irving erhielt in Österreich drei Jahre Haft wegen Holocaust-Leugnung, jetzt ist er geläutert

Von Markus Schleusener

Der Angeklagte David Irving wird begleitet von Fotografen in Handschellen in den Saal geführt. Dabei liegt das „Verbrechen", das ihm die Wiener Justiz vorwirft, schon mehr als 17 Jahre zurück – es bestand in einer Rede des Historikers.

Im letzten Februar verurteilte das Wiener Landgericht den inzwischen 68jährigen Historiker zu drei Jahren Gefängnis, weil er 1989 zweimal den Holocaust geleugnet hatte. Sein damaliger Strafverteidiger Elmar Kresbach hatte eine schwache Figur abgegeben.

Nun entscheidet das Oberlandesgericht über den Revisionsantrag. Beide Seiten haben die zweite Instanz angerufen. Die Anklage wird abermals verlesen, also die Rede, in der Irving vor 17 Jahren gesagt hat, daß Adolf Hitler seine „schützende Hand" über die Juden gehalten habe, daß er weder die Reichskristallnacht noch die Judenvernichtung gewollt habe. Das sei alles nur „englische Lügenpropaganda", so Irving damals.

Dann folgt die Verteterin der Anklage, die ein höheres Strafmaß fordert. Und schließlich Verteidiger Herbert Schaller. Wer nun eine Wiederauflage der Reue- und Entschuldigungsstrategie vonseiten der Irvingverteidigung erwartet, liegt falsch: Schaller fordert die Entlassung seines Mandanten, der „ein bekannter Historiker und Schriftsteller mit großem Erfolg" sei. „David Irving hatte keine Ahnung vom Paragraphen 3a, das Holocaust-Leugnungsverbot gab es noch gar nicht", beschwert sich Schaller. Nach dem Grundsatz „nulla poena sine lege" kann niemand für eine Straftat belangt werden, die zum Zeitpunkt der Begehung nicht strafbar war.

Die Geschworenen hätten Irving jedoch „wegen 20 Jahren Holocaust-Leugnens" verurteilt – und das, obwohl er die meisten Taten im Ausland begangen habe. Es sei dann jedoch nicht die Aufgabe österreichischer Gerichte darüber zu entscheiden. Auch dies war damals (1989) noch ein allgemeingültiger Rechtsgrundsatz und ist inzwischen zu Lasten des „Täters" geändert worden.

1989 gab es das Gesetz noch nicht

Im September 1989, führt Schaller weiter aus, sei er von Irving beauftragt worden, herauszufinden, ob er diese Rede so mit den darin enthaltenen Fakten in Österreich halten dürfe. Er dürfe, ließ das Innenministerium verlauten. Im übrigen seien Angehörige des österreichischen Staatsschutzes bei der Rede anwesend, die überprüften, daß Irving nicht gegen Gesetze verstoße. Täte er es doch, so würden sie ihn davon abhalten.

Aus Sicht seines Anwalts hatte Irving damit genug getan, um die Begehung einer Straftat zu verhindern. Verantwortungsvoller konnte er sich als juristischer Laie und ausländischer Staatsbürger nicht auf seine Vortragsreise vorbereiten, so Schaller. „David Irving hat sich entschuldigt und vertritt heute andere Auffassungen als damals", so Schallers Fazit. Die seinem Mandanten vorgeworfene „Verhöhnung der Opfer" müßten diese ertragen. Schließlich müßten Deutsche und Österreicher dies auch: „Die Tschechen, mit denen wir in einer Rechtsgemeinschaft sind, verhöhnen heute noch die Sudetendeutschen, wenn sie sagen ‚schade, daß von denen nicht alle erschossen worden sind.'"

Irving murmelt nur, alle Hitlerkritischen Textstellen seiner Rede seien nicht vorgetragen worden.

In Großbritannien ist die »Tat« nicht strafbar

Das sei unfair. Im übrigen: „Ich schließe mich den Ausführungen meines Anwalts an." Daraufhin unterbricht der FPÖ-nahe Richter Maurer die Sitzung und zieht sich zur Verhandlung zurück.

Nach einigen Minuten kehren Maurer und seine Gerichtshelfer in den Raum zurück. Dem Angeklagten wird das erlösende Urteil verlesen: Die Strafe von drei Jahren bleibt aufrecht, aber sie wird zur weiteren Bewährung ausgesetzt. Die Haftdauer demnach von drei Jahren auf eines gesenkt. Diese Zeit hat Irving bereits abgesessen, er kann also freigelassen werden.

Zur Begründung sagt Maurer, daß die Tat schon so lange zurückliege. In Großbritannien gäbe es kein solches Gesetz. Und schließlich habe Irving nichts anderes getan, als Vorträge zu halten. Wirkliche Verbrechen sähen anders aus. Außerdem könne das Gericht keine Taten berücksichtigen, die im Ausland begangen worden seien. Und: „Es ist nicht damit zu rechnen, daß er noch einmal Vorträge in Österreich hält." Doch statt sofort auf freien Fuß gesetzt zu werden, will Irving noch seine Unterlagen holen, seine Bücher und seine Aufzeichnungen aus der Zeit in Haft. 3000 Seiten hat er vollgeschrieben. Die Justizangestellten drängen ihn offensichtlich dazu, in die JVA zurückzukehren.

Und so kommt es anders, als es deutsche Medien den ganzen Tag über vermelden, nämlich daß „David Irving ein freier Mann" sei. In Wirklichkeit warten sein Anwalt und eine Handvoll Vertrauter mit einem Kamerateam vor der Haftanstalt, vergeblich.

Erst am Nachmittag des folgenden Tages setzte ihn die Gedarmerie in ein Flugzeug nach London. Aus der „Schubhaft" heraus hatte er keinen Kontakt mit den Medien aufnehmen dürfen. In Österreich gilt für Irving jetzt ein unbefristetes Aufenthaltsverbot.

Die Schulden-Uhr:

Teure Zeche

Der Bund hat gespart, die Zeche zahlen darf jetzt der gesetzlich Versicherte: Zahlreiche Kassen erhöhten zum Jahreswechsel die Beiträge – bis zu 1,6 Prozentpunkte. Begründet wird die Beitragssteigerung mit der 2007 steigenden Mehrwertsteuer und dem sinkenden Steuerzuschuß. Tatsächlich reduziert der Bund seine Überweisungen 2007 an die Kassen um 1,7 Milliarden Euro. Gesundheitsministerin Ulla Schmidt sieht sich jedoch nicht in der Verantwortung, denn die Einsparungen vom Bund würden höchstens eine Beitragerhöhung um 0,2 Prozent rechtfertigen und keineswegs mehr.

1.542.233.472.570 €

(eine Billion fünfhundertzweiundvierzig Milliarden zweihundertdreiunddreißig Millionen vierhundertzweiundsiebzigtausend und fünfhundertsiebzig)

Vorwoche: 1.541.683.915.071 €
Verschuldung pro Kopf: 18.694 €
Vorwoche: 18.687 €

(Freitag, 22. Dezember 2006, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Der Senator schönt die Zahlen

Von Harald Fourier

An Berlins Schulen hat die Gewalt drastisch zugenommen. Vor allem Ausländerkinder terrorisieren ihre Mitschüler. Ein Polizist aus Neukölln brachte die steigende Jugendgewalt einmal auf die Formel: 80 Prozent der Täter sind Ausländer und 80 Prozent der Opfer sind Deutsche.

Die Opfer sind also überwiegend Deutsche, aber nicht nur. So überfiel kürzlich eine mit Messern bewaffnete Araber-Bande einen türkischen Schüler an der Kreuzberger Eberhard-Klein-Oberschule – mitten im Unterricht! – und verletzte den Jungen.

Ein deutsches Kind, das die Angreifer hätten überfallen können, gab es sowieso keins. Nicht nur die Klasse des armen Jungen, die ganze Schule ist „deutschenfrei". So richtet sich die Gewalt der Migrantenkinder gegeneinander. Kein Wunder, daß kein „normaler Berliner" seine Kinder in den Brennpunktbezirken zur Schule schicken mag.

Eben noch hatte der neue Berliner Bildungssenator Jürgen Zöllner seinen Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit (beide SPD) dafür gemaßregelt, daß dieser öffentlich zugab, er würde seine Kinder nicht auf eine Kreuzberger Schule schicken. (Und natürlich befindet sich dort einer der Schwerpunkte der Übergriffe.) Jetzt muß er eine Pressekonferenz geben und erklären, warum ein Anstieg der Gewalt von 75 Prozent im Schuljahr 2005/06 kein so großes Problem darstelle.

Wie also verpackt Zöllner den Anstieg der gemeldeten Delikte um 75 Prozent? „Mit der Zunahme der Meldungen hellt sich das Dunkelfeld weiter auf", lautet seine einfache Antwort. Zu deutsch: Nicht die Zahl der Fälle habe zugenommen, sondern es wurden nur mehr davon gemeldet.

Eine Reporterin hakt nach: Wie kann das sein? Die Jugendgewalt gehe zurück, behauptet Zöllner und verweist auf die „Polizeiliche Kriminalstatistik". Doch schon ein Blick in den „Spiegel" derselben Woche weist entgegen einem Rückgang aller anderen Gewaltarten eine 113prozentige Steigerung der Jugendgewalt seit 1993 aus. Quelle: die Polizeiliche Kriminalstatistik.

Mit diesen Zahlen konfrontiert, kommt der Senator ins Schwimmen: „Da haben Sie mich mißverstanden", druckst er, obwohl es nichts mißzuverstehen gab an seiner Aussage.

1573 Gewaltakte wurden im vergangenen Jahr an den Berliner Schulen vermeldet. In 27 Prozent der Fälle war es notwendig, hinterher einen Arzt aufzusuchen. Und der Bildungssenator eiert herum und tut so, als sei nur die Anzeigebereitschaft gestiegen.

Wer kann es gewissenhaften Eltern versehen, daß sie ihr Kind anderswo unterbringen, so wie es der Regierende Bürgermeister der deutschen Hauptstadt selbst eingeräumt hat? Da war Berlin unter Zöllners Amtsvorgänger Klaus Böger (auch SPD) schon weiter, der wenigstens eigene Versäumnisse eingeräumt hatte.

Der graue Wahnsinn

Fotoausstellung wirft einen ungeschönten Blick auf den Alltag in der DDR



Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit des SED-Staats in einem Bild erfaßt: Die Stasi interessierte sich brennend für Harald Hauswalds „subversive" Arbeit.

Fotos (2): Ostkreuz

Von Markus Schleusener

Was für Gegensätze! „Er kommt, er kommt." Die Mitarbeiter von „C/O Berlin" sind elektrisiert. „Er" – das ist Karl Lagerfeld. Der exzentrische Modeschöpfer mit Zopf und Sonnenbrille eröffnet gemeinsam mit Klaus Wowereit seine Fotoausstellung.

Zu sehen sind einige Hundert Bilder eines jungen Mannes in allen möglichen Posen. Das ganze heißt „One-Man-Show" und ist eine ziemlich langweilige Sache. „Das hätte ich mir ja denken können, daß Bilder von dem nichts taugen", meint eine spanische Kunstkritikerin spontan. „Die sind alle nur wegen des Namens da."

Und in der Tat ist die Halle des Kunstvereins „C/O Berlin", das alte Postfuhramt an der Oranienburger Straße, voll mit Besuchern und Reportern. Als der Regierende Bürgermeister und der Modemacher ihren Rundgang starten, werden sie von einer Menschentraube verfolgt.

Nicht weit entfernt ist der Andrang weniger groß: In der Reinhardtstraße, ebenfalls in Mitte, zeigt die Galerie „Kunstblick" Bilder aus Berlin, aus der DDR. Bilder, die aussagekräftig oder komisch sind.

Ein Beispiel: Drei Männer sitzen in der U-Bahn nebeneinander. Auch ein so alltägliches Bild kann viel über eine Zeit erzählen. Aus den Blicken spricht die ganze Trostlosigkeit des realexistierenden Sozialismus. Zwei der Männer tragen eine typische Russenmütze. Erich Honecker hatte auch so eine. Die Russenmütze war eines der wenigen wirklich originären Ost-Kleidungsstücke, die mit der Wende völlig aus dem Straßenbild verschwunden sind. Zwei tragen eine Tasche, kommen oder fahren vermutlich zur Arbeit. Die DDR war ja ein Staat ohne Arbeitslosigkeit. Aber es scheint keine Tätigkeit zu sein, die den dreien Spaß macht oder ihnen Selbstverwirklichung ermöglicht. Die drei „Werktätigen" aus dem Arbeiter- und Bauernstaat sind frustriert.

Das Bild ist 20 Jahre alt und wurde am Alexanderplatz aufgenommen – von Harald Hauswald, einem Ost-Berliner Fotografen. Heute ist Hauswald ein angesehener Vertreter sein Zunft, auch wenn zu seiner Vernissage weder Karl Lagerfeld noch Klaus Wowereit erscheinen. Und auch nur vereinzelte Journalisten.

Seit 1997 trägt er sogar das Bundesverdienstkreuz. Wie gesagt: ein angesehener Mann. Aber das war nicht immer so. In der DDR war Hauswald ein Staatsfeind. Und so wurde er vom System behandelt. „Also meine Akte", sagt er, „die war so dick", und deutet mit den Händen einen mindestens 30 Zentimeter hohen Papierstapel an. Hauswald kommt aus dem Prenzlauer Berg, dem Zentrum des „Widerstandes" gegen die SED-Diktatur.

In der Kastanienallee hat er gewohnt und einen Halbtagsjob bei der Kirche gehabt, mit dem er sich über Wasser halten konnte. Von 1970 bis 1972 absolvierte der gebürtige Sachse eine Lehre als Fotograf, konnte seine Bilder über den Alltag im Osten nicht in DDR-Publikationen unterbringen.

„Zu kritisch", befanden die Zensurbehörden der DDR und lehnten es fast immer ab, seine Bilder zu veröffentlichen. Hauswald hat Demonstrationen fotografiert, Staatskarossen oder SED-Genossen bei Sportereignissen. Einmal auch Kati Witt, die regimetreue Eiskunstläuferin, als sie eine Soldatenmütze trug und an jubelnden Fans vorbeilief. Alleine wegen der häßlichen Klamotten, die die Mitteldeutschen damals tragen mußten, ist das Bild ein wertvolles Zeitdokument. Eines das sogar Karl Lagerfeld interessieren könnte ...



Vor 20 Jahren: Tristesse unter der „Russenmütze"

Aber meistens hat Hauswald den normalen Alltag fotografiert, den Wahnsinn des Sozialismus. Ein Bild zeigt ein total heruntergekommenes Haus. Genauer gesagt: Heute erscheint es uns als heruntergekommen. Damals sahen die meisten Häuser in der „Zone" so aus. Davor prangt ein DDR-Propaganda-Schild mit der Aufschrift „Wohnkultur". Dieses Bild sagt mehr als tausend Worte.

Hauswald hat für Westzeitungen zu arbeiten begonnen, die ganz verrückt nach seinen Arbeiten waren. „Ein Bild in der ‚taz' veröffentlicht – das gab 50 Mark", erzählt er heute mit einem Lächeln. 50 Westmark, versteht sich. Und das waren in der DDR dann mindestens 250 Ostmark. „Davon konnte ich gut leben", beschreibt der Außenseiter sein Leben in der vorteilhaften Nischenstellung.

Als erster und einziger DDR-Bewohner veröffentlichte er in der Zeitschrift „Geo" dann 1986 eine ganze Serie, für die es 24000 Mark Honorar gab. Plötzlich war der Paria ein vermögender Mann – für Ostverhältnisse. „Ich habe mir davon eine richtige Kameraausrüstung zugelegt."

Aber die dunklen Kapitel des DDR-Alltags hat er nicht vergessen: Er wurde so intensiv bespitzelt, daß er „heute ein Tagebuch über die letzten zehn DDR-Jahre" hat. Er muß nur in seiner Stasi-Akte nachlesen, um zu wissen, was er an einem bestimmen Tag gemacht hat. Mit bis zu zehn (!) Mann waren die Schnüffler im Einsatz gegen ihn.

Die MfS-Spione hatten dank ihrer Spitzel sogar Zugang zu den westlichen Banken: „Ein Konto konnte ihm in Westberlin nicht zugeordnet werden", lautete ein Eintrag in seiner Akte. „Die haben wirklich alles gewußt", wundert sich Hauswald.

War es Erdogans Brief an Merkel?

Berliner Herbert-Hoover-Schule bietet jetzt auch Türkisch-Unterricht an – Gerüchte über Druck aus Ankara

Von Peter Westphal

Als vor wenigen Tagen, am 11. Dezember, Bundespräsident Horst Köhler in Berlin den mit 50000 Euro dotierten Deutschen Schulpreis verlieh, befand sich die im Berliner Stadtbezirk Wedding liegende Herbert-Hoover-Schule nicht unter den Nominierten. Die Realschule konnte das leicht verschmerzen, hatte sie doch bereits im Sommer den mit 75000 Euro dotierten Deutschen Nationalpreis und Ende November den mit 15000 Euro versehenen Jahrespreis 2006 der „Helga und Edzard Reuter-Stiftung" erhalten. Gewürdigt wurde damit ihr Projekt „Deutsch als Schulhofsprache".

Das Projekt hatte Anfang des Jahres weit über Deutschland hinaus für Schlagzeilen gesorgt, weil es die Schüler, von denen über 90 Prozent aus nichtdeutschen Familien stammen, dazu anhielt, auch auf dem Pausenhof und auf Klassenfahrten deutsch zu sprechen. Obwohl sich Schüler, Lehrer und Eltern in einer freiwilligen Selbstverpflichtung darauf geeinigt hatten, die zu diesem Zeitpunkt bereits über ein Jahr praktiziert worden war, führte die Regelung urplötzlich zu einer heftigen Debatte in Politik und Medien.

Ausschlaggebend dafür waren türkische Verbände sowie linke Politiker und Verbandsfunktionäre gewesen, die in pauschaler und aggressiver Weise gegen die Regelung polemisiert hatten.

Als erste schossen das türkische Massenblatt „Hürriyet" und der Türkische Bund in der deutschen Hauptstadt los. Aus vertraulicher Quelle verlautet, daß damals sogar der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan an Angela Merkel einen Brief geschrieben habe, in dem er die Bundeskanzlerin mit Nachdruck dazu auffordere, die Deutschpflicht an der Schule zurückzunehmen.

Auf den angeblichen Erdogan-Brief heute angesprochen, verweigert Schuldirektorin Jutta Steinkamp jede Stellungnahme. Sonst gibt sie gern Auskunft. Den damals aus heiterem Himmel hereingebrochenen Proteststurm nennt sie einen „Tsunami". Die publizistischen Wellen reichten bis nach England, wo derzeit eine Doktorandin über die mediale Präsenz der Herbert-Hoover-Oberschule forscht. Maßgebliche Verantwortung für die Skandalisierung der Schulpraxis trugen auf politischer Seite vor allem Vertreter der Grünen, so die Parteivorsitzende Claudia Roth und der Berliner Landtagsabgeordnete Özcan Mutlu, heute wie damals bildungspolitischer Fraktionssprecher im Berliner Senat. Mutlu hatte das Deutschgebot seinerzeit scharf attackiert und die Schulleiterin in einer herablassenden Art zurechtzuweisen versucht. Er warf der Pädagogin vor, „nationalistisch" zu sein und wider das Grundgesetz zu handeln. Eine Deutschpflicht gestand er nur für den Unterricht zu. Dort finden sich pro Klasse acht bis zehn verschiedene Muttersprachen.

Für erneute Aufmerksamkeit sorgte die Herbert-Hoover-Schule kürzlich, als sie – just nach der Verleihung des Preises der „Helga und Edzart Reuter-Stiftung" – ankündigte, ab Februar 2007 auf freiwilliger Basis für ihre türkischen Schüler muttersprachlichen Unterricht anzubieten. Die Lehrer hierfür will das türkische Konsulat stellen. Hierin begründet sich wohl auch Steinkamps Zurückhaltung hinsichtlich des Erdogan-Briefes. Mit dem Projekt will die Schule der „doppelten Halbsprachigkeit" vorbeugen. Lob erntet sie nun ausgerechnet vom bündnisgrünen Abgeordneten Özcan Mutlu. Er begrüße „alle Initiativen, die die kulturelle Vielfalt widerspiegeln", äußerte sich der Grüne zufrieden.

Wie weitläufig Mutlus Begriff von „Vielfalt" sein kann, demonstrieren folgende Fälle: Vor zwei Jahren war er zu 2000 Euro Strafe verurteilt worden, nachdem er einen Polizeibeamten, der ihn wegen Falschparkens angesprochen hatte, in rassistischem, antideutschen Ton angeherrscht hatte – ein blonder Polizist habe ihm gar nichts zu sagen, und überdies sei es an der Zeit, daß mehr Schwarzköpfe wie er in die Parlamente einzögen (die *PAZ* berichtete).

Mutlu ist auch im Umgang mit politischen Gegnern nicht zimperlich. Als Günther Beckstein zu einer Diskussion in einem Kreuzberger Café weilte, sprengten die zufällig vorbeikommenden Claudia Roth und Özcan Mutlu die Veranstaltung des „Hetzers und Rassisten" (Roth). Mutlu organisierte über sein Mobiltelefon zahlreiche Protestierer herbei, so daß Mannschaftswagen der Polizei den bayerischen Innenminister vor linken Chaoten schützen mußten. Der geplante Kiezspaziergang fiel ins Wasser, Beckstein mußte mit seiner Münchner Limousine „schnellstens Land gewinnen", wie der grüne Jugendverband auf seiner Internetseite prahlt. Dort feiern die Junggrünen den Sieg des Mobs mit einer Bildergalerie.

Zeitzeugen



Angela Merkel – Die Bundeskanzlerin ist ab dem 1. Januar für ein halbes Jahr Präsidentin des Rates der europäischen Staats- und Regierungschefs. Die promovierte Physikerin setzt auf Pragmatismus und will mit der Verfassung vor allem das Vetorecht im Rat kippen.

José Manuel Durao Barroso – Der Präsident der Europäischen Kommission ist seit dem 22. November 2004 der „Manager“, der die EU weiterentwickeln und vertiefen soll. Der Portugiese war zuvor in seinem Land Ministerpräsident, als der er die Invasion in den Irak unterstützte. In der Kommission fördert er den Kurs der Entbürokratisierung. In dem Verfahren gegen die Subventionierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Deutschland drängte Barroso wohl aus taktischen Gründen auf einen schnellen Abschluß.



Javier Solana de Madariaga – Ausgerechnet dem spanischen Physiker – einst ein prominenter Nato-Gegner – wurde, nachdem er sich in der Regierung Felipe Gonzalez die diplomatischen Sporen verdient hatte, 1999 der Oberbefehl über die Nato-Truppen auf dem Balkan übertragen. Im März 1999 ordnete er Luftangriffe gegen serbische Ziele an. In der EU ist Solana seit 1999 Hoher Vertreter der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (Gasp). Seit 2004 ist er inoffizieller „Außenminister“ der EU. Die Position ist im gescheiterten Verfassungsentwurf vorgesehen.

Günter Verheugen – Der deutsche Industrie-Kommissar hatte einst die EU-Osterweiterung vorangetrieben. In Brüssel wird er wenig geliebt. Sein Ziel: Die Entbürokratisierung der EU. Seine Gegner lancierten FKK-Bilder von ihm und seiner Kabinettschefin Erler an die Presse.



Olli Rehn – Der finnische Kommissar für die Erweiterung der EU hat Verheugen im Amt abgelöst. Er zeichnet für die Erweiterung der EU um Rumänien und Bulgarien und die Verhandlungen mit der Türkei verantwortlich. Er befürwortet auch den Beitritt Kroatiens zur EU. Die Erfüllung der Stabilitätskriterien sind die Hürde. Rehn kennt sich aus: Der Wirtschaftsexperte wurde 1996 in Oxford zum Thema „Wettbewerbsfähigkeit kleinerer Länder“ promoviert.

Krise ohne Ende

Viele Einzelinteressen und das Vetorecht im Rat blockieren die Eurokraten

Von BERNHARD KNAPSTEIN

Kleinmaischeid im Westerwald darf zittern. Zum 1. Januar 2007 wird die Europäische Union wieder einmal um einige Staaten größer. Bulgarien und Rumänien werden der Gemeinschaft der 25 beitreten. Erneut werden sich die Mathematiker an die Aufgabe machen, den geographischen Mittelpunkt der EU zu errechnen, der zumindest bis zum 31. Dezember Kleinmaischeid heißt. Ein Faktum, an das in der Mitte des 1300-Seelen-Dorfes ein 3,50 Meter hoher Zirkel aus Stahl erinnert.

27 Staaten – Nationen mit den unterschiedlichsten historischen und politischen Erfahrungen und kulturellen Werten – und in Brüssel denkt man schon über die nächste Erweiterung nach. Ist dieses Staaten-Konglomerat überhaupt noch regierbar?

Immerhin, ab dem 1. Januar 2007 verfügt die EU mit ihren 491 Millionen Einwohnern über 27 Kommissare, 785 Parlamentarier und 25 000 Beamte für Kommission und Parlament. Hinzu kommen ein Gerichtshof und verschiedene kleinere Behörden. Klingt machbar, doch die Herren im Haus der EU sind noch immer die Mitgliedsstaaten. Haupthindernis für eine Regierbarkeit der EU ist deren Vetorecht.

Jeder Mitgliedstaat hat gegen jede Entscheidung im Europäischen Rat beziehungsweise im Ministerrat ein Vetorecht. Da genügt theoretisch schon ein rhetorischer Lapsus eines Diplomaten und schon steht ein Vertreter des Nachbarstaates auf der Veto-Bremse. Das Einstimmigkeitsprinzip fördert zwar den Konsens, aber zu welchem Preis?

Polen machte von seinem Vetorecht jüngst gegen Partnerschaftsverhandlungen mit Rußland Gebrauch, da Rußland ein Einfuhrverbot gegen polnische Fleischprodukte ausgesprochen hatte. Rußland ist der wichtigste Gaslieferant und nicht minder wichtiger Absatzmarkt der EU. Eine Partnerschaft zur Vermeidung eigenwilliger russischer Entscheidungen, wie seinerzeit der überraschende Lieferstop für die Ukraine erscheint unbedingt geboten.

Rat kann Beschlüsse ausschließlich einstimmig fassen

Polen hatte schon häufiger mit dem Vetorecht im Rat gedroht und so die Gemeinschaft ins Schwitzen gebracht. Die Gemeinschaft ist dann gezwungen, nach Kompromissen zu suchen, die nicht immer den Sachanforderungen entsprechen. Das Einstimmigkeitsprinzip hat bisher immer wieder zu „Sonderkonditionen“ – finanzielle Zuwendungen oder günstige Ausnahmeregelungen – für den das Vetorecht Ausübenden geführt – ein System der Erpreßbarkeit.

Die EU befindet sich damit in einer ernsthaften Krise. Eine Krise, die durch die neue Verfassung behoben werden sollte. Doch in Frankreich und Holland hatte man ganz basisdemokratisch das Volk über die Verfassung entscheiden lassen – das Votum dort lautete „Nein!“. Das Dilemma wäre wohl noch größer, würden in allen EU-Staaten Referenden über die künftige Verfassung durchgeführt.

Qualifizierte Mehrheit soll Vetorecht ablösen

Ein Ergebnis, das die Eurokraten und die künftige EU-Ratsvorsitzende Angela Merkel nicht hinnehmen möchten, weil in den 448 Artikeln des Verfassungsentwurfs, die satte 480 Seiten füllen, auch jene Normen enthalten sind, die das Vetorecht zugunsten der „qualifizierten Mehrheit“ aufheben.

Sollte der Verfassungsentwurf mit höchstens minimalen Änderungen in einem neuen Beschlußverfahren doch noch durchgesetzt werden, so gilt folgende Regelung: 55 Prozent der Ratsmitglieder, die wenigstens 65 Prozent der EU-Bevölkerung repräsentieren, bilden eine qualifizierte Mehrheit.

Die Beschlüsse solcher Mehrheitsentscheidungen können nur noch dadurch gestoppt werden, daß vier oder mehr Mitglieder durch ihr „Nein“ eine Sperrminorität bilden. Bislang genügt ein einziges „Nein!“ im Rat – von wem auch immer –, um ein Verfahren zu stoppen. In sensiblen Bereichen – dazu gehören Äußeres, Inneres, Justiz, Wirtschaft und Finanzen – sollen mindestens 72 Prozent der Mitglieder zustimmen müssen. Lediglich im Steuerrecht und in Teilbereichen der Außen- und Sicherheitspolitik bleibt das Vetorecht auf britisches Betreiben hin erhalten.

Die Zahl der Kommissare soll bis 2014 reduziert, die Entbürokratisierung fortgesetzt, die EU-Parlamentarier auf 750 begrenzt und das Mandat des Ratsvorsitzenden von sechs Monaten auf zweieinhalb Jahre verlängert werden.

Angela Merkel will nun die 27 Mitgliedsstaaten auf die Eckpunkte der neuen Verfassung einschwören. 15 Monate sind für das Ratifizierungsverfahren vorgesehen. 2009 soll die Verfassung dann stehen.



Herzlich willkommen: Plakat in Brüssel begrüßt die beiden Neumitglieder. Foto: ddp

Was will Angela Merkel?

Unabhängig von einer Formulierung in der Präambel des alten und möglicherweise neuen Entwurfs der EU-Verfassung („Die Völker Europas sind entschlossen ...“) hat es hierzulande keinen Volksentscheid über die Verfassung gegeben. Der Bundestag hatte bei nur 23 Gegenstimmen die Verfassung abgesegnet. Jetzt möchte die Regierung mit einem zweiten Anlauf neben der Abschaffung des Vetorechts weitere wesentliche Änderungen im EU-Recht mit einer neuen Verfassung durchsetzen:

Ämter – Die EU soll künftig durch den Kommissionspräsidenten, den Außenminister und den Ratspräsidenten vertreten werden. Diese Regierungsmannschaft soll es den EU-Bürgern ermöglichen, sich mit der EU zu identifizieren.

Kommissare – Ihre Anzahl soll von 27 auf 18 reduziert werden – inklusive Präsident und Außenminister. Die Ernennung erfolgt gleichberechtigt rotierend. Das politische Gewicht eines Landes soll lediglich in der Bedeutung des zugewiesenen Amtes zum Ausdruck kommen.

Eckpfeiler einer handlungsfähigen Union

Europaparlament – Das Parlament soll aufgewertet werden, indem es bei 95 Prozent der gesetzgeberischen Verfahren beteiligt wird. Allerdings ist bisher noch kein Initiativrecht des Parlaments vorgesehen und die Beteiligung soll weitgehend auf das Anhörungsrecht beschränkt bleiben. In der Außen- und Sicherheitspolitik bleibt das Parlament ohne Einfluß.

Bürgernähe – Begehren der Bürger sind verfassungsrechtlich zwar vorgesehen, aber schwer durchzusetzen: Um die Kommission mit einem Thema „von unten“ zu beschäftigen, müssten eine Million Menschen das Begehren unterzeichnen. Ähnliches gelingt selbst der straff geführten katholischen Kirche kaum noch.

Ausstieg – Der Austritt aus der EU ist in Artikel I-60 des Verfassungsentwurfs vorgesehen. Die Erklärung wird allerdings nur wirksam, wenn der Rat zustimmt und ein Austrittsvertrag verhandelt wird. 1985 war Grönland aus der EWG ausgetreten.

Hoffen und Bangen

Rumänien und Bulgarien wurden stets als Nachzügler behandelt

Von HANS HECKEL

Rumänien und Bulgarien waren der kommunistischen Regime kaum entronnen, da stand für die jungen Demokratien das Ziel fest: Beide Balkanländer strebten seit dem Jahre 1990 bereits nach einer Mitgliedschaft in der Europäischen Union (EU), die damals noch Europäische Gemeinschaft (EG) hieß. Die ersten Verträge mit der EG über Handel und wirtschaftliche Beziehungen wurden bereits im Frühjahr 1990 unterzeichnet.

Auf dem Kopenhagener EU-Gipfel im Juni 1993 faßten die Staats- und Regierungschefs der damals noch zwölf Mitgliedsländer (Österreich, Schweden und Finnland stießen erst 1995 dazu, weitere zehn Länder 2004), daß die Aufnahme der mit der EU assoziierten Länder Mittel- und Osteuropas so bald erfolgen solle, wie die Kandidaten die „wirtschaftlichen und politischen Verpflichtungen“ erfüllten.

Auf dem Luxemburger Gipfel von 1997 schließlich beschlossen die Spitzen der nunmehr 15 EU-Länder, mit einigen Ländern der nächsten Erweiterungsrunde Ungarn, Polen, Estland und der Tschechischen Republik Beitrittsverhandlungen aufzunehmen. Bei Staaten wie Bulgarien, Lettland, die Slowakei und Rumänien indes sollte die „Vorbereitung“ von Beitrittsverhandlungen lediglich „beschleunigt“ werden. Dies sorgte in einigen Ländern, die sich nun zurückgesetzt sahen, für Befürchtungen, sie könnten beim Erweiterungsprozeß abgehängt oder – wie die Türkei – in eine endlose Warteschleife geschickt werden. Als Staaten wie die Slowakei oder Lettland schließlich in die Reihe der unmittelbaren Beitrittskandidaten aufrückten, verstärkten sich derartige Sorgen in Rumänien und Bulgarien noch.

Am 10. Dezember 1999 jedoch beschlossen die EU-Staats- und Regierungschefs in Helsinki schließlich, neben Lettland, Litauen, der Slowakei und Malta direkte Verhandlungen mit dem Ziel des Beitritts auch mit Bukarest und Sofia einzuleiten.

Nach damaligen Erfahrungen war so ein Gipfelabkommen praktisch gleichbedeutend mit der Zusage einer späteren Aufnahme.

Nur zum Zeitpunkt sagte der Gipfel in Helsinki noch nichts Bestimmtes. Als 2004 zehn Länder in die Union aufgenommen wurden, blieben Rumänien und Bulgarien noch zurück. Allerdings hatte die EU bereits im Oktober 2002 einen Zeitplan für die Aufnahme jener beiden Staaten beschlossen, und zudem vereinbart, die Bemühungen um die Heranführung Rumäniens und Bulgariens an EU-Standards zu beschleunigen. In den beiden Balkan-Staaten wuchs indes die Nervosität darüber, daß sie offenbar als „Gesamtpaket“ behandelt wurden, was unter Umständen zur Folge gehabt hätte, daß ein Land nur deshalb länger auf seine Aufnahme warten müßte, weil das andere die Bedingungen noch nicht erfüllt.

Erschwerend kam hinzu, daß die EU-Mitgliedsländer mittlerweile vorsichtiger geworden waren. Der nach der Aufnahme Polens aufgeflammte Streit um die Verteilung von Subventionen hatte die Stimmung gegenüber Neuaufnahmen eingetrübt.

Am 25. April 2005 schließlich unterzeichneten die 25 EU-Mitglieder den lang ersehnten Beitrittsvertrag mit Rumänien und Bulgarien. Ein mögliche Verzögerung des Beitritts von 2007 auf 2008 wurde fallengelassen.

Von R. G. Kerschhofer

Angst vorm Islam?

Umstrittene EU-Studien zu einem heiklen Thema

Rechtzeitig eine Woche vor Weihnachten veröffentlichte die in Wien ansässige „Europäische Stelle zur Beobachtung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit“ (in englischer Abkürzung „EUMC“) zwei Berichte über die Lage der Muslime in der EU. Rechtzeitig auch deswegen, weil mit dem 1. Januar 2007 Bulgarien dazukommt, das dann das Land mit dem höchsten Anteil von Muslimen in der EU ist und zu den derzeit 13,5 Millionen Muslimen eine weitere Million beisteuert – die meisten davon Türken, der Rest slawische „Pomaken“.

Der eine Bericht trägt den Titel „Muslime in der Europäischen Union: Diskriminierung und Islamophobie“. Er untersucht „verfügbare Daten und Informationen über das Ausmaß und die Art der Diskriminierung von Muslimen sowie über islamophobe Vorfälle innerhalb der EU“. Daraus die wichtigsten Feststellungen:

„Viele europäische Muslime sind – unabhängig von ihrer ethnischen Herkunft und ihrer Einstellung zur Religion – Diskriminierung in den Bereichen Beschäftigung, Bildung und Wohnungswesen ausgesetzt.“ Es wird eingeräumt, daß dies nicht nur auf „islamophoben“, sondern auch auf „rassistischen und fremdenfeindlichen Einstellungen“ beruhen könne, denn diese Elemente seien „häufig miteinander verwoben“. Feindseligkeit gegenüber Muslimen müsse deshalb „im allgemeinen Kontext von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus gegenüber Migranten und Minderheiten gesehen werden“. Wie wahr, doch in wessen Interesse greift man „Islamophobie“ heraus, wenn sie ohnehin nicht isoliert betrachtet werden kann? Und warum spricht man von „Migranten“ statt von Einwanderern?

Beklagt wird auch, daß Daten über religiös motivierte Vorfälle nur in begrenztem Umfang erhoben werden. Dennoch sei es „offensichtlich“, daß Muslime „islamophoben Handlungen ausgesetzt“ sind. Da müßte es doch ebenso offenkundig sein, daß nicht nur Muslime „überproportional in Gebieten mit schlechteren Wohnverhältnissen vertreten sind, daß ihr Bildungsniveau unter und ihre Arbeitslosenquote über dem Durchschnitt liegen“, sondern daß dies generell für integrationsunwillige oder -unfähige Personen gilt. Natürlich auch für solche „mit Migrationshintergrund“ und natürlich auch für Muslime. „Religion“ spielt in Wahrheit nur dann eine Rolle, wenn das „Diskriminierungsopfer“ demonstrativ Unterscheidungssymbole hervorkehrt, die bloß fremde Folklore sind und sich bei näherer Betrachtung als für die Religion nicht wesentlich herausstellen.

Kein Wort wird darüber verloren, daß Integration eine Bringschuld von Einwanderern ist. Und wenn man beklagt, daß „Diskriminierungsopfer“ nicht nach Religion getrennt statistisch erfaßt werden, müßte man doch ebenso beklagen, daß auch Täter nicht nach Religion oder „Migrationshintergrund“ separat erfaßt werden – denn das wäre wieder „Diskriminierung“. Fast wie eine Umkehr von Ursache und Folge wirkt aber die Behauptung, „Rassismus, Diskriminierung und gesellschaftliche Marginalisierung“ seien „eine ernsthafte Bedrohung für die Integration“.

Der zweite Bericht – „Perception of Discrimination and Islamophobia“ („Wahrnehmung von Diskriminierung und Islam-Feindlichkeit“, nur in Englisch und Französisch verfügbar) – beruht auf Befragung von 58 Muslimen aus zehn europäischen Ländern. Es wird eingeräumt, daß dies keine statistisch aussagekräftige Untersuchung ist – aber wozu dann überhaupt?

Die zitierten Aussagen der Befragten sind dennoch nicht uninteressant. Dies gilt vor allem für die Meinungen über muslimische Organisationen, von denen sich insbesondere die Jüngeren nicht richtig vertreten fühlen.

Bei etlichen Stellungnahmen hat man den Eindruck, daß sie gar nicht auf eigenem Erleben oder eigener Erkenntnis beruhen, sondern auf Beeinflussung von außen. Es ist ja bekannt, daß bestimmte Organisationen darauf spezialisiert sind, Asyl-Betrüger mit den „richtigen“ Argumenten zu versorgen. Dementsprechend kriegen auch „Migranten“ frei Haus die „Beweise“ dafür geliefert, daß sie sich aus diesen oder jenen Gründen als diskriminiert zu betrachten und die Schuld dafür bei der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung zu suchen hätten, nie aber bei sich selbst.

Von den Autoren wie auch von den Befragten wird darauf hingewiesen, daß die „Diskriminierung“ von Muslimen nach dem 11. September 2001 drastisch zugenommen habe. Diesem Eindruck kann man kaum widersprechen – wenngleich die Gründe dafür „vielschichtig“ sind: In Wahrheit machten die damaligen Ereignisse nur das bislang eher unterdrückte Problem von Überfremdung und Unterwanderung bewußter.

Besonders gut kann man das am Beispiel von Wien, dem Sitz der EUMC, illustrieren: Vor 30 Jahren waren nur ein Drittel der Gastarbeiter Muslime, nämlich Türken – und die kamen ohne Familie. Es gab keine „Islamophobie“, und niemand regte sich auf, als 1979 bei der Wiener Uno-City eine von Saudi-Arabien gestiftete Moschee feierlich eröffnet wurde. Heute sind 87 Prozent der Österreicher gegen die EU-Aufnahme der Türkei und nur fünf Prozent dafür.

Die Probleme begannen mit der Masse derer, die gekommen waren, um zu bleiben – mit der sogenannten Familienzusammenführung. Das erst brachte die auch in der Studie so bezeichnete „verlorene Generation“ hervor – eine Generation, die weder hier noch dort zu Hause ist. Siehe auch die Situation in den Pariser Vorstädten. Mit Religion im eigentlichen Sinne hat all das aber nur am Rande zu tun.



Zwischen Religion und Folklore: Mit dem EU-Beitritt Bulgariens kommt eine weitere Million Muslime in die Gemeinschaft. Foto: pa

EUMC – Das Netzwerk der Aufpasser

Das „European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia“ (EUMC) – wurde 1997 von der EU-Kommission gegründet.

Der damals in Agonie liegenden rotschwarzen Koalition gelang es, das EUMC in Wien anzusiedeln – nicht zuletzt um sich gegen die auf Höhenflug befindliche FPÖ internationale Hilfe zu sichern, wie das dann mit den „Sanktionen“ tatsächlich geschah.

Aufgabe des EUMC ist es, der EU und ihren Mitgliedstaaten „objektive, zuverlässige und vergleichbare Informationen über Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus in der EU bereitzustellen“. Geleitet wird das EUMC von Beate Winkler, deutsche Vertreterin im „Board“ ist die Grünenpolitikerin Claudia Roth.

Ebenfalls „zur Bekämpfung von Rassismus, Fremdenhaß, Antisemitismus und Intoleranz und zum Schutz der Menschenrechte“ betreibt der Europarat, dem seit 1949 auch die Türkei angehört, die „Europäische Kommission gegen Rassismus und Intoleranz“ (ECRI). Und Anfang Dezember beschloß die EU-Kommission in Helsinki noch die Errichtung einer „Agentur für fundamentale Rechte“ im Zusammenhang mit der Tätigkeit von Polizei und Justiz. Es ist absehbar, welche Personengruppen hier für „Beschäftigung“ sorgen werden. Die 2000 von der EU beschlossenen „Gleichbehandlungs-Richtlinien“, die durch Einführung der „Beweislastumkehr“ wesentliche Eingriffe in Eigentumsrechte von Vermietern und Arbeitgebern bringen, liefern den Schnüfflern zusätzliche Handhabe.

Die auf den Web-Seiten dieser Organisationen angeführten „Links“ lassen den Umfang des Netzwerks erahnen, in welchem die „NGO“, die „Nicht-Regierungs-Organisationen“ die eigentliche Schnüffel-Arbeit betreiben. Unter humanitärem Mäntelchen und außerhalb jeder demokratischen Kontrolle arbeiten sie alle munter an der Zerstörung von Nationen und staatlicher Autorität. In wessen Interesse? *RGK*

Gedanken zur Zeit:

Vorkämpfer für die deutsche Sprache

Von Wilfried Böhm

Der Deutsche Bundestag sieht „keine Notwendigkeit“, die deutsche Sprache im Grundgesetz zu verankern oder ein Gesetz zum Schutz der deutschen Sprache zu schaffen. 13 Eingaben von Bürgern hatten sich mit der Bedeutung der deutschen Sprache befaßt, darunter eine aus den Reihen des „Vereins Deutsche Sprache e.V.“ mit dem Ziel einer Grundgesetzergänzung: „Die Sprache der Bundesrepublik Deutschland ist Deutsch.“ Sie trug die Unterschriften von 150 000 Bürgerinnen und Bürgern und war im September 2003 der damaligen Vizepräsidentin des Bundestages Antje Vollmer übergeben worden. Doch gemäß dem Votum seines Petitionsausschusses beschloß auch der Bundestag nur, diese Petition der Bundesregierung und seinen Fraktionen „zur Kenntnis zu geben“ und im übrigen, das Petitionsverfahren abzuschließen, was einer Beerdigung dritter Klasse gleich kommt.

Locker stellten sich die Volksvertreter gegen 78 Prozent der Bevölkerung. Hatte eine vom Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ im Oktober 2006 veröffentlichte Umfrage von „Infratest“ doch erbracht, daß mehr als dreiviertel, nämlich 78 Prozent der Befragten, Deutsch als Staatssprache im Grundgesetz festgeschrieben haben wollen. Nur 15 Prozent wollten, daß dieses nicht geschehen solle. Bei derselben Umfrage meinten 74 Prozent, daß die Deutschen deutsch-englische Mischwörter wie „brainstormen“ oder „Automaten-Guide“ vermeiden sollten, nur 23 Prozent hatten nichts gegen diesen anglizistischen Sprachmix, der auch als „Denglisch“ bezeichnet wird. Den hohen Wert der Sprache als Kulturgut brachten gar 98 Prozent der Befragten zum Ausdruck, die mit „sehr wichtig“ und „wichtig“ auf die Frage antworteten: „Wie wichtig ist es, daß man sich schriftlich und mündlich gut und korrekt ausdrücken kann?“ Nur zwei Prozent meinten, das sei weniger oder überhaupt nicht wichtig.

150 000 Bürger unterzeichneten die Petition

Der Bundestag steht jedoch im offensichtlichen Gegensatz zu dieser Volksmeinung. Erklärte er doch im schlimmsten Polit-Deutsch wörtlich, daß „dem Bund aufgrund des föderalen Aufbaus der Bundesrepublik nur in Teilbereichen, nämlich für die Gesetzes- und Verwaltungssprache des Bundes, eine Regelungszuständigkeit für den Gebrauch der deutschen Sprache gegeben ist ... Eine Regelungskompetenz besteht des weiteren nur für den Bereich der Schulen; dort obliegt sie den Ländern. Der übrige weite Bereich der deutschen Sprache wird nicht von staatlichen Stellen bestimmt.“ Diese Bankrotterklärung der zur politischen Verantwortung vom Volk berufenen Politiker im Föderalismus ist bemerkenswert und legt zugleich die Unfähigkeit des föderalistischen Systems dar, in wichtigen Fragen das Richtige und Notwendige zu tun.

Kein Wunder, daß sich in diesen Tagen der Präsident des Bundesverfassungsgerichts Hans-Jürgen Papier zu eben diesem Zustand des Föderalismus in Deutschland kritisch geäußert hat und beklagte, daß in letzter Zeit eine Art Exekutiv-Föderalismus eingeführt worden sei. Gesetze würden zumeist im Hauruck-Verfahren außerhalb der Parlamente beschlossen. Es gebe eine Art Überreglementierung, die in „irgendwelchen Elefantenrunden oder schlußendlich im Vermittlungsausschuß innerhalb der Nacht beschlossen wurde“. Der Bundestag habe das Ergebnis dann vielfach nur noch „gewissermaßen abnicken können“.

Darum ist es kein Wunder, daß es angesichts dieser Zustände bisher kein entschlossenes Handeln des Bundestages in der Frage der deutschen Sprache im Grundgesetz gibt, obwohl das dringend geboten ist.

Eine Verfassung wie das deutsche Grundgesetz, in der als Merkmale der Identifikation die Farben Schwarz-Rot-Gold der Flagge ebenso festgelegt werden wie die Bundeshauptstadt Berlin, kann jedenfalls auf die Erwähnung der nationalen Sprache nicht verzichten, die die geistige Lebensgrundlage dafür bietet, Kultur und Werte der Gesellschaft zu verstehen. Darum sollte es zu den hervorragenden Zielen des demokratischen Staates gehören, den Schutz, die Pflege und die Funktionsfähigkeit der deutschen Sprache zu gewährleisten, auch und gerade in der Verantwortung für künftige Generationen.

Deutsch als Amts- und Kultursprache

Das sollte um so leichter sein, weil nach den Worten zahlreicher Politiker die Forderung „Deutsch ins Grundgesetz“ für sie selbstverständlich und notwendig ist. Der „erste Mann“ des Parlaments, Bundestagspräsident Norbert Lammert, ist ein engagierter Befürworter dieser Forderung und hat sich unlängst auch für die stärkere Anerkennung und Verwendung der deutschen Sprache durch die Europäische Union (EU) als Arbeitssprache stark gemacht. Auch Lammerts Stellvertreter Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse spricht sich engagiert dafür aus, „das Grundgesetz dahingehend zu ändern, daß Deutsch als Landessprache (und nicht nur als Amtssprache) eine verfassungsrechtliche Anerkennung erfährt“.

Ausgesprochen albern erscheint angesichts des notwendigen Handlungsbedarfs und der allgemeinen Zustimmung zum Thema „Deutsch ins Grundgesetz“ die Stellungnahme vom Bundesvorstand des Bündnis 90 / Die Grünen, Reinhard Bütighofer zu diesem Thema: „Um Deutsch als Amtssprache muß man sich meines Erachtens keine Sorgen machen. Ihr Anliegen betrifft aber offenbar nicht die Amtssprache. Das entnehme ich Ihren Argumenten. Sie haben mich nicht überzeugt, daß Sie ein plausibles Anliegen vertreten.“ Lammert und Thierse haben noch viel Bildungs- und Aufklärungsarbeit in ihrem Parlament zu leisten. Beim grünen Bütighofer allerdings scheint „Hopfen und Malz verloren“, aber vielleicht sind die Mitglieder des Petitionsausschusses noch erfolgreich aufzuklären ...

»Moment mal!«



Beuys, Muehl und Nitsch – Künstler oder Scharlatane

Teil II / Von KLAUS RAINER RÖHL

Die Studentenrevolution von 1967/68 brachte den endgültigen Durchbruch. Auch finanziell. Die Aktionskünstler mußten darüber nachdenken, wie man die einfallsreichen Happenings etwa der Berliner Kommune I unter Teufel und Langhans noch überbieten könne. Der Wiener, bis dahin nicht sonderlich erfolgreiche Maler Otto Muehl versuchte es am 17. Dezember 1969 an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig mit seinem Aktionskunst-Werk „O Tannenbaum". Ein Zeitungsbericht:

„Zunächst trat der splitternackte Muehl vors Mikro und verlas ein Gedicht zum Thema Weihnachtskonsum, übermäßiges Essen nebst Folgen und Weihnachts-Kampfpause. Während von Tonbändern Weihnachtslieder erklangen, steigerte sich Muehl in einen Schreikrampf und legte sich anschließend entspannt zu seiner nackten Gefährtin in das fürs Fernsehen hell angestrahlte Bett. Später wurde die Frau aus dem Bett gehoben. Man brachte in einer Holzkiste ein Schwein, die Kiste wurde geöffnet, das gräßlich quiekende Tier mit Gewalt ins Bett gelegt. Der Schlachter trat in Aktion: fachgerecht tötete er das sich wehrende Schwein und schnitt ihm dann die Halsschlagader auf. Muehl fing das Blut in einem Plastikeimer auf und goß es über die am Boden liegende Frau. Später legte sich die Frau neben das ausgenomme Schwein ins Bett. Därme und Eingeweide wurden über ihren Leib verteilt."

Das war der Wiener Aktionskünstler Otto Muehl, der später weniger durch seine Werke als durch mehrere Prozesse wegen wiederholter Verführung und Vergewaltigung minderjähriger Mädchen in seiner Künstlerkommune Friedrichshof, einem Dorf im österreichischen Burgenland, Aufsehen erregte, wofür er 1991 wegen „Beischlaf mit Unmündigen, Unzucht und Vergewaltigung" zu sieben Jahren Haft verurteilt wurde, von denen er immerhin sechseinhalb Jahre absitzen mußte.

Das alles hinderte den Rektor des „Museums für angewandte Kunst" (MAK) in Wien nicht, im März 2004 eine große Retrospektive der Arbeiten des heute 76jährigen Muehl zu eröffnen. „Otto Muehl. Leben / Kunst / Werk. Aktion / Utopie / Malerei 1960–2004". Ehemalige Opfer der Kommune, von denen eine als Fünfjährige, umringt von der gesamten Führungsmannschaft, vom Künstler mißbraucht wurde, konnten den Museumsdirektor Peter Noever nicht dazu bewegen, die Hommage abzusagen, denn Muehl sei „einer der bedeutensten österreichischen Maler der Nachkriegsgeschichte". Die heute aufgedeckten Straftaten sind längst verjährt – die Kunst bleibt.

Überspringen wir ein ganzes halbes Jahrhundert Geschichte der modernen Kunst und kommen wir zurück zu der Ausgangsfrage, ob auch Joseph Beuys ein bedeutender Künstler seiner Zeit war. Gerade Ende März 2004 ging ein Beuys-Symposion in Budapest zu Ende, (nach Darmstadt 1986, Basel 1991, New York 1995, Kassel 1998 und noch mal Darmstadt 2000) wo keiner der internationalen Experten diese Frage stellte. Auch bei der jüngsten Ausstellung der Kunsthalle Baden-Baden, „Konstruktionen des Innerlichen in der Kunst", spielte Beuys, der, wie es hieß, entscheidende Impulse von der Gedankenwelt Rudolf Steiners empfangen habe, erwartungsgemäß eine besondere Rolle. Dort wurden auch noch einmal jene raren Jugendzeichnungen aus den 50er Jahren, „Erschütterung", „Schauender" und „Die Blinde", gezeigt, die nach Ansicht der „FAZ" „mehr zu Herzen gehen" und „als subtile Seelenschilderungen unmittelbar einleuchten". Ich kenne diese Zeichnungen und bin der Ansicht, sie sind ganz begabte Arbeiten, die aber niemand heute beachten würde, gäbe es nicht das politisch-gesellschaftliche Aufsehen, das der Düsseldorfer um seinen Protest und seine Aktionen, Parteigründungen und andere Aktivitäten gegen die Gesellschaft der 70er und 80er Jahre werbewirksam entfacht hatte. Sein auf der Dokumenta V viel beachtetes Werk, zwei gelbe Pappschilder auf langen Stangen mit der Aufschrift: „Dürer, ich führe persönlich Baader + Meinhof durch die Dokumenta V. J. Beuys", ist kein Grund, seine Bedeutung anzuzweifeln, sondern eher ein Beleg für seinen Geschäftssinn (das „Kunstwerk" hat heute einen hohen Handelswert) und ein gutes Dokument für eine Einstellung zum Terrorismus, die damals typisch war für die Welt der Augsteins, Bölls und vieler anderer liberaler Intellektueller.



Leere Theater: Blut, Exkremente und Nacktheit bestimmen viele Bühnen — Foto: pa

Beuys wurde, nach einer kurzen Wartezeit im Vorhof des Ruhms, als er noch diese subtilen, zarten und eindringlichen Seelen-Zeichungen anfertigte, bald als Neuerer entdeckt und für seine vielen Ideen hoch geehrt. Ob er ein großer Künstler war? Jedenfalls wurde er dafür gehalten, mit Ehrungen überhäuft und seine Werke (beziehungsweise Objekte) hoch bezahlt. Er selbst kannte keinen Zweifel an seiner Bestimmung. Ebensowenig wie seine Kollegen Muehl oder Herman Nitsch, der auch schon 1962 mit seinen sogenannten „Schüttbildern", in denen Farbe eimerweise auf Leinwand geschüttet wurde, Aufsehen und Anstoß erregte. Bereits seine erste Aktion, bei der er 1962 einen weiß gekleideten Jüngling wie einen Gekreuzigten an eine weiße Wand kettete und ihn mit Tierblut übergoß, gab es Proteste. Proteste gab es auch gegen die soeben im Berliner Gropiusbau eröffnete Hermann-Nitsch-Retrospektive „Orgien-Mysterientheater". Dort sah man auch eine Video-Produktion seines 1998 erstmals zelebrierten sechstägigen „Orgien-Mysterien-Festspiels" in Prinzendorf bei Wien, wo der Künstler ganze Kolonnen von nackten Frauen, Gekreuzigten und frisch geschlachteten Tieren in blutüberströmten Prozessionen herumführte. In einem anderen Film rammen nackte Männer einen riesigen Pfahl in den aufgeschlitzten Bauch einer Kuh. Stumpfer Chauvinismus, fand die „Welt am Sonntag", und die „FAZ" fragte sich, ob das, was Hermann Nitsch macht, große Kunst ist oder eine große Sauerei. Das fand auch der Generalsekretär der Berliner CDU, Frank Henkel, der einen Tag nach der Eröffnung ein Jugendverbot forderte für diese abseitige Schau auf Kosten des Steuerzahlers und nur Christoph Schlingensief freute sich über die Bildinschrift „Intellektuell sakraler Masochismus". Alle sollten diese Retrospektive sehen, ließ er wissen.

Von den damals Jüngeren hat in den letzten Jahren besonders Hans-Jürgen Schult, dessen niemals ausgeschriebene Vornamen das rätselhaften Kürzel HA bilden, im Raum Köln Aufsehen gesucht und gefunden. Sein bevorzugtes Material ist Müll. Hatte er noch 1969 vor der Münchener Akademie fünf Tonnen Müll abgeladen, so läßt er jetzt in fabrikmäßiger Fertigung Preßmüll zu überlebensgroßen, farbig emaillierten „Müllmännern" verarbeiten, die auf öffentlichen Plätzen, so zum Beispiel in Xanten, zu mehreren Hundertschaften massiert die kleine Stadt beschäftigten, aber auch versuchsweise in Paris, Moskau, Venedig und New York gastierten, ohne den ganz großen Durchbruch zu erzielen. Obwohl die Müllmänner, da jederzeit reproduzierbar, auch einzeln zu einem Spottpreis von 1000 Euro pro Stück zu haben sind, werden sie bisher von Sammlern weitgehend verschmäht. Im März 2004 stieg Schult von Müll auf Merkel um.

Sein Porträt Angela Merkels, im September fertig und sogleich auf der Titelseite der „Welt" abgebildet, sieht jedoch auch ziemlich vermüllt aus, wie zerknautschtes, graues Altpapier. Nur eine teddygelbe Mähne und die strahlend blauen Augen leuchten farbig aus dem Grau. Frau Merkel, nach Schult die „weltweit berühmteste lebende Deutsche ... das zeigt den Zustand unserer Nation an") machte gute Miene zum bösen Spiel.

Wie Josef Beuys, der auf der Dokumenta VI immerhin einen ganzen (immobilen) Eichenwald pflanzte und darüber hinaus eine unübersehbare, kaum zu katalogisierende Menge an „Objekten" wie Filzjacken, Fettecken, verschmutzte Badewannen, überquellende Aschenbecher und angeweste Tier-Kadaver uns zum Nachdenken und Interpretieren hinterließ, die meisten davon aus seinem Lieblingswerkstoffen Filz, Margarine oder Talg. Er schuf auch „Riesen-Objekte" wie weiträumig ausgebreitete, verrostete Eisenbahnschienen und Balken, die er kunstvoll nachlässig drapierte, Objekte, die zu ihrer Ausstellung ganze Fabrikhallen brauchen, (solche Objekte kaufen dann später staatliche Museen).

Tatsächlich habe ich nicht daran gezweifelt, daß Joseph Beuys auch so ein Scharlatan sei wie seine Kollegen Nitsch, Muehl und Schult und die anderen tausend, deren „Objekte" die deutschen Städte und Länder in der guten Zeit für Milliarden Deutsch-Mark eingekauft haben. Ich und die Reinemachefrau in Düsseldorf, die seine „Fettecke" (einen halb mit einer Art Wagenschmiere bedeckten Stuhl) auf den Müll warf, und ein Damenkränzchen im Wuppertaler Museum, deren Mitglieder eine mit ranziger Butter von Beuys zu einem Kunstwerk geadelte Badewanne mit Scheuersand säuberten und sie bei einer Party zum Kühlen des Sekts benutzten, dachten wohl in diese Richtung. Sind „Künstler" wie Nitsch Scharlatane? Das Wort wird seit 1968 als Bezeichnung für moderne Künstler im Zeitgeist- und Talkshow-Deutsch kaum noch gebraucht. Politisch wird das Wort Scharlatan gelegentlich noch verwendet, als Synonym für Rattenfänger oder Populist, das heißt für bekannte und bei vielen kleinen Leuten beliebte, von der Presse aber ungeliebte oft sogar „umstrittene" Politiker, wie Möllemann, Schill oder Haider.

Wir dagegen benutzen das Wort Scharlatane hier im althergebrachten Sinn und meinen die zahllosen Vertreter einer Kunst, die nicht mehr von Können her kommt. Sondern von jener Geschäftigkeit, die sich nach 1968 in der Gesellschaft häuslich eingerichtet hat und heimisch geworden ist.

Das lukrative Geschäft mit Sklaven

Afrikanische Schriftstellerin prangert Überfälle der Araber an – Auch Weiße verschleppt

Von Jean-Paul Picaper

Der Tag des jüngsten Gerichts wird kommen, an dem „diejenigen, die dem Sklaven nicht zur Freiheit verhalfen“ oder „an einem Tag, an dem alles Hunger hat ... einem Not leidenden Armen nicht zu essen gaben, von Feuer verschlungen werden“. So steht es in der Surate 90, 13-20 des Korans, des heiligen Buches der Moslems.

Da müßten viele Anbeter Allahs im Höllenfeuer braten, denn die Sklaverei war und ist heute noch in der Einflußsphäre des Islams ein landläufiger Brauch und im Darfur sterben zehntausende Menschen vor Hunger.

In einem bemerkenswerten Interview vom „Israel Magazine“ äußerte die französische Schriftstellerin afrikanischer Abstammung Calixthe Beyala neulich: „Man behauptet oft, daß Afrika durch die europäische Kolonisierung und den europäisch-amerikanischen Sklavenhandel zerstört wurde. Die Wahrheit ist, daß die Schwarzafrikaner bereits davor von den Arabern vom 7. bis inklusive 14. Jahrhundert auf die Knie gezwungen worden waren. Afrika wurde, kann man sagen, vom Abendland nur fertiggemacht. Der Menschenhandel, der es sechs Jahrhunderte lang zerstörte, war hauptsächlich der arabische Sklavenhandel und wurde bis heute nie deutlich genug angeprangert. Der arabische Sklavenhandel und die arabische Kolonisierung werden in bestimmten Staaten wie im Sudan, Saudi-Arabien und Mauretanien heute noch fortgeführt. Die Europäer kamen lange nach den Arabern. Der transatlantische Sklavenhandel war ohnehin ganz anders als der arabische Sklavenhandel, der einer systematischen Vernichtung gleichkam. Die Araber besetzten Nordafrika und schoben die Schwarzen immer mehr in Richtung Süden“.

Calixthe Beyala hat Recht. Indonesische und sonstige ausländische Dienstboten werden in Saudi-Arabien faktisch als Untermenschen behandelt. In Mauretanien, im Sudan und in anderen moslemischen Staaten ist Fronarbeit ohne Lohn mit körperlicher Bestrafung von Leibeigenen noch hochaktuell. In Darfur im Südsudan wird endlich international vom „Genozid“ gesprochen, aber viel zu wenig steht das Ziel, das dahinter steckt, im Mittelpunkt. Auf bestialische Art und Weise wird eine schwarze moslemische von der moslemischen-arabischen Bevölkerung vernichtet, um Lebensraum für die Herrschenden zu schaffen. Die Ausrottung geschieht mit modernen Waffen rascher und leichter als im Mittelalter: „Die sudanesische Armee greift Zivilisten in der gesamten Region ohne Rücksicht an. Als erstes bombardiert sie ihre Ziele aus der Luft, dann werden Kampfhubschrauber eingesetzt und schließlich Bodentruppen – gemeinsam mit den Dschandschawid, den Reitermilizen“, berichtet Salih Osman, Anwalt und Oppositionsmitglied im sudanesischen Parlament.

„Die Massaker und Invasionen der Araber müssen angezeigt werden“, fährt Calixthe Beyala fort. „Sie waren extrem destruktiv. Das arabische Sklaventum hat den Zusammenbruch der schwarzen Kultur und Zivilisation ausgelöst. Hätten die Europäer ein standfestes Afrika vorgefunden, so hätte es vielleicht nicht den Negerhandel gegeben. Man hat einfach darüber geschwiegen, aber man muß irgendwann einmal über die Vergangenheit Rückschau halten, nicht etwa, um zu verurteilen oder um sich zu rächen, sondern um die historische Wahrheit wiederherzustellen. Das setzt sich in Mauretanien fort (man hat in den letzten Tagen dort eintausend schwarze Offiziere getötet) und im Sudan. In den arabischen Staaten leiden die Schwarzen unter einem zerschmetternden Rassenhaß und es ist ein Tabu, von dieser Behandlung der Schwarzen zu reden. In der Gegenwart wie in der Vergangenheit praktizieren die Araber eine Politik der ethnischen Säuberung gegen die Schwarzen“.

Etwas weiter bedauert die Schriftstellerin, daß der berühmte schwarze Dichter aus der französischen Karibik, Aimé Césaire, sich nur für den zahlenmäßig weit weniger umfangreichen transatlantischen Sklavenhandel interessierte und daß die „Afrikanische Union“ ebenfalls aus politischen Gründen zu dem arabischen Sklavenhandel in Afrika schweigt, um die Einheit des Kontinents nicht zu gefährden. „Aber das kann ich ihnen jetzt versichern: Dieses Schweigen paßt nicht mehr in die Gegenwart“, schließt sie sichtlich erregt. Daß der arabische und später der türkische Sklavenhandel rassisch motiviert waren, wie Calixthe Beyala unterstreicht, kann nicht geleugnet werden. Er war aber auch religiös begründet, denn der Sklavenraub wurde in großem Ausmaß in Europa ebenfalls von moslemischen Piraten betrieben. Robert Davis, Professor für Geschichte an der Ohio State University, schätzt die Zahl der Europäer, die zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert von nordafrikanischen Moslems versklavt wurden, auf eine bis 1,25 Million ein. Frühere Schätzungen waren von einigen Hunderttausend ausgegangen. „Es lag daran, meint der Professor, daß die historische Forschung bisher nur ein kleines Gebiet oder einen kurzen Zeitraum in Betracht gezogen hatte. Erst in der Gesamtbetrachtung wird das ganze Ausmaß deutlich.“



Ein versklavtes Volk: Die Dinka werden zu Tausenden im Nordsudan festgehalten. Foto: Corbis

Aus den wenigen verfügbaren Zahlen hat dieser Historiker errechnet, daß zwischen 1580 und 1680 pro Jahr 8500 „Neuzugänge an frischer Ware“ aus Europa notwendig waren, um alle weißen Sklaven, die starben, flohen oder freigekauft wurden, zu ersetzten. Addiert man die Zahlen über den ganzen Zeitraum, so kommt man auf mehr als eine Million. Seit dem ersten Jahrtausend nach Christus waren die Küsten des Mittelmeeres ein Streitobjekt zwischen Moslems und Christen. Es gelang den Europäern erst im 18. Jahrhundert, auf der so genannten „Berberküste“ in Nordafrika, die von Tanger bis Tripolis reichte, Fuß zu fassen. Arabische Piraten trieben im ganzen Mittelmeer Seeräuberei. Kein europäisches Schiff beziehungsweise kein christliches Dorf an der Nordküste dieses Meeres war vor ihnen sicher. Meist überfielen sie nachts die Ortschaften, wenn die Einwohner schliefen, sie erschlugen diejenigen, die sich wehrten, und nahmen die Überlebenden als Sklaven mit. Die Piratenschiffe waren wendiger und schneller als die europäischen Kriegschiffe. Es gab in den islamischen Ländern Marine-Akademien, wo die Seeräuber ausgebildet wurden. Die Beutezüge oder „Corso“, wie sie hießen, waren von den jeweiligen Herrschern oder Kaufleuten vorfinanziert und bis ins Detail geplant. Auf den Schiffen waren erfahrene Offiziere und Seeleute, Rudersklaven und die Janitscharen, die fürs Kämpfen oder Entern ausgebildet waren.

Die moslemischen Piraten dehnten später ihre Beutezüge auf den Atlantik aus und holten sich dann Sklaven und Beute von den Portugiesen, Spaniern und Franzosen. Sie zogen bis zu den englischen und irischen Küsten. So gerieten 1631 alle Einwohner des irischen Dorfs Baltimore in die Sklaverei. Sie griffen auch im Atlantik europäische Sklavenschiffe an und auf diese Weise wurden das darin enthaltene „Menschenmaterial“, aber auch amerikanische Seeleute, zu Sklaven in Nordafrika oder in der Türkei. Daraus kann man zweierlei schließen, und zwar, daß es falsch ist zu glauben, daß nur Schwarze zu Sklaven von Weißen wurden und daß nur Weiße Angehörige anderer Völker versklavt haben. Weiße Christen dienten Jahrhunderte lang und recht zahlreich als Sklaven der Moslems.

So hatten der arabische und später der türkische Sklavenhandel früher einen weit größeren Einfluß auf das europäische und afrikanische Leben der Nichtmoslems beziehungsweise der Nichtaraber und Nichttürken, als man bisher dachte. Manche Angst vor den arabischen Staaten und vor der Türkei läßt sich so aus der Überlieferung erklären, denn das unbewußte Gedächtnis der Völker ist manchmal zuverlässiger als die Geschichtsschreibung und jedenfalls als die „political correctness“. Eines kommt noch hinzu: Sollten einmal von den Nachkommen der Opfer Abbüßung und Entschädigung durch die Täter verlangt werden, da stünden Araber und Türken ganz oben auf der Schuldnerliste.

Die Dinka – ein versklavtes Volk

Bisher wurden 14 000 Dinka-Sklaven offiziell erfaßt, James Aguer Alic, Gründer der Sklavenbefreiungsorganisation „Dinka-Komitees“, geht jedoch von 40 000 Menschen aus, die im Nordsudan gegen ihren Willen festgehalten wurden.

Der heute 46jährige Afrikaner erlebte im Zuge des Sezessionskrieges im Sudan 1986 einen nordsudanesischen Überfall auf sein Dorf, das vom Stamm der Dinka bewohnt war. Männer wurden getötet, Frauen und Kinder versklavt. Der damals 27jährige James Aguer Alic konnte fliehen und begann 1989, sich für die Befreiung seines zur Zwangsarbeit verschleppten Volkes zu engagieren.

Anfangs arbeiteten James Aguer Alic und seine Unterstützer inkognito. Als Araber verkleidet reisten sie durch den Nordsudan, um einen Überblick über die Anzahl der „Entführten“, wie die Sklaven offiziell bezeichnet werden, zu erhalten. Hierbei wurden drei Komiteemitglieder getötet.

Durch internationalen Druck sah sich die sudanesische Regierung gezwungen, 1999 das „Komitee zur Abschaffung der Entführung von Frauen und Kindern“ (CEAWC) zu gründen, für das James Aguer Alic nun durch die Dörfer fährt, Verschleppte registriert und mit lokalen Führern und Sultanen über die Freilassung der Betroffenen verhandelt.

Dieses Jahr stellte CEAWC aber aufgrund von finanziellen Problemen seine Tätigkeit ein, und obwohl inzwischen etwa 4000 Dinka dank der Arbeit von CEAWC die Freiheit erhielten und James Aguer Alic für sein Tun mehrfach international ausgezeichnet wurde, fehlen die Mittel, um den noch versklavten Dinka zu helfen. Allenfalls die christlich-humanitäre Menschenrechtsorganisation „Christian Solidarity International“ (CSI) unterstützt Alic. Doch die im schweizerischen Binz beheimatete Vereinigung kauft die Sklaven frei. Freikauf von Sklaven ist allerdings äußerst umstritten, weil er den Menschenhandel so zu einer lukrativen Einnahmequelle werden läßt.

Ein weiteres Problem stellt die Aufgabe dar, die Befreiten wieder in ihrer einstigen Heimat im Südsudan anzusiedeln und ihnen eine Lebensgrundlage zu schaffen.

Auch hierzu werden Gelder und vor allem eine überregionale Planung benötigt. *Rebecca Bellano*

MELDUNGEN

Kindersoldaten zwangsrekrutiert

Colombo – Das Uno-Kinderhilfswerk Unicef und die Regierung von Sri Lanka werfen den tamilischen Rebellen vor, Kinder und Jugendliche aus ihren Dörfern zu entführen, um sie als Kindersoldaten im Kampf gegen die srilankische Regierung einzusetzen. Zwar weisen die Rebellen vom „Befreiungstiger von Tamil Eelam“ den Vorwurf von sich. Die Jugendlichen, die in ihren Reihen kämpften, wären aus freiem Willen dabei. Der Regierung wurden allerdings von betroffenen Eltern allein 2006 455 Entführungen gemeldet. Unicef spricht sogar von 539 Kindern, die von abtrünnigen Rebellengruppen zwangsrekrutiert wurden. Da einige inzwischen freigekommene Minderjährige über ihre Entführung berichtet haben, erscheinen die Angaben von Unicef durchaus realistisch.

Gift schadet der Regierung

Wien – Die „Gesellschaft für bedrohte Völker“ hat den Einsatz von Sprühflugzeugen im Kampf gegen den Opiumanbau in Afghanistan kritisiert. Das aus der Luft versprühte Pflanzengift schädige neben der Gesundheit der Bauern und der Nahrungsversorgung auch das Ansehen der afghanischen Regierung. Den Anbau von Schlafmohn wird es jedoch kaum eindämmen, wie schon erfolgte Einsätze von Sprühfahrzeugen in Bolivien und Kolumbien belegt hätten.

Hochgebildete Iraner

Teheran – Aktuellen Statistiken zu Folge verlassen 80 Prozent der Jugendlichen im Iran die Schule mit Abitur. Doch es mangelt an Arbeitsplätzen. Mehr als die Hälfte der Taxifahrer im Land habe sogar einen akademischen Grad. Bei einer großen Polizeirazzia in der iranischen Hauptstadt hätten 20 Prozent der festgenommenen Bettler ein abgeschlossenes Studium vorweisen können. Da inzwischen auch viele Frauen in die Berufe drängen, wird der Arbeitsmarkt immer enger. Frauen sind inzwischen als Arbeitnehmer auf Ölplattformen, in Krankenhäusern oder als Pilotin tätig. Die Geburtenrate ist so auf 1,6 Kinder pro Frau gesunken. Auch in Sachen Internet schließt das Land an den Westen an. Iran hat mehr Internetanschlüsse als alle anderen Länder der Region. Teheran ist Chat-Welthauptstadt, die Iraner also sehr informationswütig. Ganz gegen die Rhetorik ihrer Regierung sind unter den weltweit agierenden Selbstmordattentätern kaum junge Iraner.

Nicht Flüchtlinge, sondern Illegale

Warschau – Immer wieder wird der in Warschau ansässigen EU-Grenzschutzorganisation „Frontex“ vorgeworfen, sie würde nicht genügend gegen die aus Afrika an die Küsten Europas drängenden Flüchtlinge vorgehen. Im Gespräch mit dem österreichischen „Standard“ machte der „Frontex“-Chef Ilkka Laitinen jedoch deutlich, daß die Möglichkeiten mit seinem 20-Millionen-Euro-Budget begrenzt seien. „Dafür bekommen Sie ein Zehntel von einem Patrouillenboot. Außerdem handele es sich für ihn nicht um Flüchtlinge, sondern illegale Migranten. Eine Haltung, die andere nicht teilen.

MELDUNGEN

Schutz vorm »Verschwinden«

New York – Die Uno-Generalversammlung hat ein Abkommen gegen das staatliche „Verschwindenlassen" von unliebsamen Personen angenommen. Mit dem Übereinkommen verpflichten sich die unterzeichnenden Staaten, geheime Inhaftierungen zu unterlassen. Auch dürfen Häftlinge nur in offiziellen Gefängnissen festgehalten werden. Zudem sollen alle Insassen in offiziellen Listen aufgeführt und Kontakt zu Familien und Rechtsberatern gestattet werden. Die Konvention tritt in Kraft, wenn sie in mindestens 20 Ländern ratifiziert worden ist.

In 90 Minuten abgeurteilt

Peking – Wegen Geheimnisverrats wurde der chinesische Soziologe Lu Jianhua zu 20 Jahren Haft verurteilt. Die Familie des Regimekritikers und auch die Öffentlichkeit waren bei der 90minütigen Verhandlung nicht zugelassen. Frank Lu vom „Hongkonger Informationszentrum für Menschenrechte und Demokratie" sieht diesen Fall als ein weiteres Alarmsignal für die Strategie der regierenden Kommunistischen Partei Chinas, sich unter dem Deckmantel „Geheimnisverrat" ungeliebter Kritiker zu entledigen.

Ohne offizielle Hilfe

Bangui – Aufgrund innerer Unruhen, Raubzügen und Banden von Plünderern sind laut Schätzungen der UN in der Zentralafrikanischen Republik etwa 220 000 Menschen auf der Flucht. Da es in dem Land keine Infrastruktur von internationalen Hilfsorganisationen gibt, irren die Flüchtlinge haltlos im Busch umher. Viele ernähren sich in ihrer Not von irgendwelchen wildwachsenden Pflanzen. Da einige der angrenzenden Länder offizielle Flüchtlingslager haben, sind bisher etwa 45 000 Zentralafrikaner in den Südtschad und 30 000 nach Kamerun geflüchtet.

Keine Tränen für den Tolar

Am 1. Januar führt Slowenien als erstes EU-Neumitglied den Euro ein

Von Veronika Wengert und Mario Dobovisek

Slowenien hat allen Grund, stolz zu sein: Das südlich an Österreich angrenzende Land führt als erstes der zehn neuen Mitgliedsländer der Europäischen Union den Euro ein. Ab 1. Januar 2007 wird der Slowenische Tolar dann als Währung der Vergangenheit angehören. Münzsammler können sich auf acht neue Euro- und Cent-Motive freuen.

Eine Kundin kauft auf dem Marktplatz von Laibach (Ljubljana) Äpfel ein. Beim Bezahlen wundert sie sich über den hohen Preis und schüttelt verständnislos den Kopf: „Das nennen Sie runden?", fragt sie den Obstverkäufer. Das könne sie auch, sagt sie und legt zwei weitere Äpfel in ihren Korb. „Zwei Kilo 20 ergeben doch schließlich aufgerundet drei, oder?" Nur eine Szene aus dem Fernsehen. Noch. Denn der Werbespot aus der gemeinsamen Euro-Kampagne von Regierung, Nationalbank und Wirtschaftskammer bringt das Problem auf den Punkt: 72 Prozent der Slowenen befürworten zwar den Euro und sehen ihn als große Chance für Wirtschaft und Tourismus, zwei Drittel von ihnen fürchten aber zugleich einen erheblichen Preisanstieg mit der Einführung der gemeinsamen europäischen Währung. Das geht aus dem aktuellen Eurobarometer hervor, einer Studie der Europäischen Kommission. Die meisten Slowenen sehen den Abschied von ihrer alten Währung, dem Slowenischen Tolar, pragmatisch: Außer dem Umrechnungskurs werde sich nichts ändern, sagen sie. Andere zeigen sich hingegen skeptischer und befürchten neben hohen Preisen einen sinkenden Lebensstandard.

Insgesamt ist Slowenien laut Eurobarometer trotz aller Furcht vor steigenden Preisen das Eurofreundlichste unter den EU-Neumitgliedern. Peter Japelj vom Slowenischen Außenministerium wundert das nicht: „Der Euro ist für die meisten Slowenen das erste wirklich greifbare Zeichen für den Erfolg in der EU", sagt er. Jeder Slowene wisse, daß der Euro eine große Anerkennung für die Leistungen der vergangenen Jahre ist. „Die Leute freuen sich einfach!"

Im März 2003 stimmten in einem Referendum neun von zehn Slowenen für den EU-Beitritt des Landes. Deshalb sei es keine große Überraschung, daß heute kaum jemand dem Tolar ernsthaft hinterherweine, sagt der slowenische Diplomat Japelj. „Schon früh war der Tolar an den Euro angebunden und das Ziel war klar: Euro." Offenbar regt sich deshalb in Slowenien kein organisierter Widerstand: Keine Bürgerinitiative, keine Partei lehnt sich mehr gegen die Einführung des Euro zum 1. Januar 2007 auf.



Alte und neue Währung: Tolar contra Euro Foto: privat

Im Internet (www.euro.si), mit Plakaten und Broschüren, einem Infotelefon und Werbespots informieren slowenische Regierung, Nationalbank, Wirtschaftskammer und andere Institutionen gemeinsam über den Euro. Der persönliche Kontakt, die direkte Ansprache stehe dabei an erster Stelle, sagt Bozo Jansovic aus dem Vorstand der Slowenischen Nationalbank. „Jeden Tag beantworten wir alle Fragen rund um den Euro am Telefon und im Internet." Als Hilfestellung beim komplizierten Wechselkurs von 239,64 Tolar je Euro erhielten außerdem 700 000 slowenische Haushalte per Post einen Währungs-Taschenrechner. Allein für die Rechner gab die Nationalbank über 300 000 Euro aus, mit Unterstützung der Europäischen Zentralbank in Frankfurt am Main.

Für slowenische Unternehmen sei die Umstellung sicher nicht einfach, jedoch insgesamt eine gute Lösung für das Land, sagt Nina Preseren von der Slowenischen Wirtschaftskammer. Die Vorteile liegen auf der Hand: Man sei nun Teil eines großen, einheitlichen Kapitalmarktes mit 300 Millionen Menschen – der Eurozone. Durch den Wegfall von Wechselkursrisiken und Umtauschgebühren profitieren auch ausländische Unternehmen von der Währungsumstellung. Für die slowenische Wirtschaft könnte der Euro ein zusätzlicher Impuls bei der Anbahnung von Geschäftskontakten außerhalb Europas sein. Schließlich trage die neue Währung auch langfristig zu guten Geschäften bei, so Nina Preseren.

Slowenien hat sich für das „Big Bang"-System entschieden: Das bedeutet, daß die Umstellung in einem Schritt erfolgt, mit einer relativ kurzen Parallelumlaufphase der beiden Währungen. Ab 15. Januar 2007 ist der Euro dann ausschließliches Zahlungsmittel. Wer bis dahin seine Tolar noch nicht ausgegeben hat, kann noch bis zum 1. März 2007 in allen Bankfilialen kostenlos tauschen – danach nur noch bei der Slowenischen Zentralbank in Laibach. Der Sankt-Nimmerleins-Tag gilt dabei ausschließlich für Banknoten, denn Tolar-Münzen werden nur zehn Jahre entgegengenommen.

Um Engpässe bei der Bargeldversorgung zu vermeiden, werden Banken und Händler bereits seit einigen Wochen mit Eurowährung beliefert. Privatkunden können erst ab Mitte Dezember einen von 150 000 Starter-Kits erwerben. Das Paket mit 44 Euromünzen kostet 12,52 Euro und hat längst schon die Aufmerksamkeit der internationalen Sammlergemeinde auf sich gezogen. Diese kann sich auf acht neue Euro- und Cent-Motive freuen. Dabei zeigen sich die Slowenen als besonders tierlieb. Die slowenische 20-Cent-Münze zeigt die berühmten Lipizaner Pferde, auf der 1-Cent-Münze ist ein Storch zu sehen. Die weiteren Motive sind: Dr. France Preseren, Verfasser der slowenischen Nationalhymne (2-Euro-Münze), Primoz Trubar, der erste slowenische Buchdrucker (1-Euro-Stück), der Berg Triglav (50 Cent), eine Studie des Architekten Josef Plecnik (10 Cent), ein Bauer (5 Cent) und der Fürstenstein, ein Rechtsdenkmal zur Inthronisation mittelalterlicher Fürsten (2 Cent). Die Wahl des Fürstensteins hatte zu Protesten des Kärntner Landeshauptmannes Jörg Haider geführt. Der Fürstenstein sei kein Herrschaftssymbol Sloweniens, wurde argumentiert. Der Stein befindet sich im Besitz des Landhauses Klagenfurt.

Insgesamt stehen Slowenien 230 Millionen Euro-Münzen zu. Diese werden allerdings nicht im eigenen Land hergestellt, sondern in der „Mint of Finland", der finnischen Münzprägeanstalt. Daß das neue Kleingeld den Slowenen nicht gerade fremd ist, zeigt die aktuelle Eurobarometer-Umfrage: 77 Prozent haben die neue Münzwährung bereits vor ihrem offiziellen Start mindestens einmal genutzt, bei den Geldscheinen waren es nur geringfügig mehr.

Experten warnen jedoch davor, daß so mancher Slowene Schwierigkeiten mit dem neuen Münzgeld bekommen könnte. Denn laut Umfrage haben vier von zehn Bürgern Sloweniens bislang überhaupt kein Hartgeld verwendet, da der Nominalwert der wertvollsten Münze in Altwährung, dem 50-Tolar-Stück, umgerechnet gerade mal rund 0,21 Euro beträgt. Das Problem hat auch der Slowenische Verbraucherschutzverband erkannt, der auf seiner Internetseite ausdrücklich darauf hinweist: „Euromünzen sind keine Kleinigkeit", heißt es dort.

Und dennoch: Die Angst vor dem „Teuro" bleibt. Um die Verbraucher an die neue Währung zu gewöhnen, müssen alle Preise bereits seit 1. März 2006 sowohl in Tolar als auch in Euro angegeben werden. Ein mit der doppelten Preisauszeichnung erwarteter erster Preisanstieg sei allerdings ausgeblieben, sagt Ema Misic, Leiterin der Preisabteilung des Slowenischen Statistikamtes. Die Preisentwicklung der letzten Monate unterscheide sich kaum von der im Vorjahr, sagt sie.

Rußlands Aufstieg zur Super-Atommacht

Duma stimmt Gesetzesänderung zu – Bis 2030 einige Dutzend neue Kernkraftwerke geplant

Von M. Rosenthal-Kappi

Die russische Atomenergiewirtschaft wird reformiert. Die Regierungspartei „Einiges Rußland" hat vor, sie teilweise zu privatisieren, wobei die Zulassung zum Atomsektor zur Chefsache erklärt wird, sprich interessierte Firmen müssen sich zuvor auf eine Ausschreibungsliste setzen lassen, aus der Präsident Putin höchstpersönlich diejenigen auswählen wird, die den Zugang erhalten sollen.

An einer umfassenden Modernisierung und Wiederbelebung der Atomenergiewirtschaft arbeitet Sergej Kirijenko, der Chef von „Rosatom" (Föderale Agentur für Atomenergie der Russischen Föderation) schon seit 2005. Da immer mehr Atomkraftwerke älteren Typs in Zukunft ausfallen werden, plant Kirijenko bis zum Jahr 2030 den Bau einiger Dutzend neuer Reaktoren. Bis dahin sei ein Minimum von zwei neu zu errichtenden Atomkraftwerken pro Jahr mit erhöhter Effizienz notwendig. Gleichzeitig will er den Anteil der Kernenergie an der russischen Stromerzeugung von 16 auf 25 Prozent erhöhen. Zur Zeit seien die Förderkapazitäten in Rußland nicht ausgeschöpft, ein Großteil des Urans werde aus sowjetischen Vorräten gewonnen.

Die noch nicht erschlossenen Uran-Vorkommen schätzen „Rosatom"-Experten auf 600 000 Tonnen, während die Atommacht Rußland in den kommenden 25 Jahren voraussichtlich 25 Tonnen Uran jährlich verbrauchen wird.

„Rosatom" drängt es auf den Weltmarkt. Der Anteil russischer Kernenergie soll bis 2030 auf bis zu einem Fünftel der friedlich genutzten Atomindustrie gesteigert sowie die Expansion russischer Unternehmen auf den Außenmärkten gestärkt werden. Rußlands Drang, als Atommacht anerkannt zu werden, fand in Verhandlungen über Uranverkäufe zwischen Putin und Bush beim G-8-Gipfel in St. Petersburg Ausdruck, ebenso in China durch die Teilnahme Rußlands bei der Ausstellung „Atomindustrie China 2006" im März dieses Jahres, auf der über eine Zusammenarbeit der beiden Länder im Atomsektor verhandelt wurde. „Rosatom" hat inzwischen das Angarsker Uran-Kombinat von der Liste strategischer Unternehmen gestrichen, um hier ein internationales Zentrum für Urananreicherung entstehen zu lassen.

Ein erster Reform-Schritt ist die beschlossene Umwandlung der staatlichen Agentur „Rosatom" in eine Holding „Atomenergoprom", eine Aktiengesellschaft, die als Dachorganisation für alle an der Atomenergie teilnehmenden privaten Firmen, aber auch für bisherige Bergbaufirmen dienen wird. Die Aktiengesellschaft wird zu 100 Prozent staatliches Eigentum bleiben. Sie ist als Großunternehmen mit vollständigem Produktionszyklus gedacht. Das betrifft die Uranförderung, die Herstellung von Brennelementen, die Erzeugung von Strom, den Bau von Atomkraftwerken in Rußland und im Ausland, den Maschinenbau für die Atomindustrie sowie Forschungseinrichtungen.

Sergej Kirijenko begründet seinen Reformeifer mit der erwarteten innerrussischen Stromerzeugungskrise, die seiner Auffassung nach schon 2007 statt 2008, wie von den Kraftwerkbetreibern prognostiziert, eintreffen wird. Deshalb sei Eile geboten. Bis 2030 wird der Stromverbrauch in Rußland voraussichtlich auf über das Doppelte ansteigen, was bei den bisherigen Kapazitäten zu einem ungeheuren Defizit führen würde.

Kritik an den Reformen übt die russische Umweltschutzorganisation „Ekosaschita". Sie befürchtet, daß Atommaterial, das nach der Reform legal in die Hände von Privatpersonen gelangen könne, zu politischen Instabilität im Lande führe. Daß Firmen oder Privatpersonen, die eine Tätigkeit im Bereich der Nutzung von Atomenergie ausüben, eine Lizenz hierfür erwerben müssen, garantiere noch nicht, daß der Staat sie lückenlos kontrollieren könne. Schließlich wären sie befugt, Atommaterial direkt zu erhalten, atomare Anlagen zu betreiben und Lager für Atommaterial einzurichten.

Die Umweltschützer glauben, daß „Rosatom" schon länger geheime Gespräche über den Bau von Atomkraftwerken führt, die im Zielprogramm der Regierung zur Förderung der Atomwirtschaft nicht aufgeführt sind. Als mögliche Orte werden Tscheljabinsk, Tomsk und zwei weitere im fernen Osten genannt, an denen „Rosatom" bereits Verhandlungen mit den Mächtigen der Region führt. Die Gefahren einer Privatisierung der Atomwirtschaft liegen auf der Hand: Bis heute fehlt eine soziale Garantie für Bürger, die durch Strahlen geschädigt wurden. Ein Entschädigungsgesetz für Strahlenopfer muß erst noch erarbeitet werden. Bislang blieben die Opfer in Rußland stets sich selbst überlassen.

Umweltorganisation »Ekosaschita« mahnt vor leichtfertigem Umgang

Die russische Umweltschutzorganisation „Ekosaschita" ging 1990 aus der „grünen" Fraktion der Kaliningrader Anarchiebewegung „Solidarnost" hervor, die eine grundlegende Veränderung der postkommunistischen Gesellschaft beabsichtigte. Einen ersten Erfolg konnte die Gruppe 1991 in Königsberg mit einer massiven Kampagne für die Schließung der Zellulosefabrik erzielen. In den Folgejahren bildete sich eine Untergruppe, die für Öffentlichkeitsarbeit und Informationsservice zuständig ist. In ihren Publikationen rufen die Umweltschützer immer wieder zu Anti-Atomkampagnen auf. Insbesondere wandten sich die Umweltschützer gegen die Entsorgung von europäischen Atommaterial in Rußland. 2002 erzielte „Ekosaschita" einen Erfolg im nördlichen Ostpreußen, als es ihr gelang, den Bau der Ölbohrinsel „D 6" für ein Jahr aufzuhalten. Inzwischen gibt es Büros von „Ekosaschita" auch in Moskau, Woronesch und Jekaterinburg. Wenn auch die Teilnehmerzahl an den Protestaktionen selten 20 übersteigt, nimmt man sie dennoch in den Medien wahr. *MRK*

Wo selbst der Boden schwitzt

Rückblick auf den Kongo-Einsatz der Bundeswehr – Trotz Staub und Trockenheit wirkt die Armut hier bunt

Vom Meer aus nach Kinshasa: Nicht nur im Kongo, sondern auch in den angrenzenden Ländern waren Bundeswehreinheiten stationiert. Alle kehrten inzwischen unversehrt heim. Foto: ddp

Von Karl-Heinz Smuda

Er hatte hier oben wohl die beste Aussicht. Denn Sebastian Piekarski saß als Wachposten hinten auf der Rampe eines fliegenden Transport-Hubschraubers. Seine Beine baumelten über Kinshasa: Unter seinen Füßen war 200 Meter tief nichts. Festhalten? Nicht nötig. Er saß während des Einsatzes von „Eufor RD Congo“ auf einem roten Kissen. Sein Oberkörper war angeschnallt. Andere 24jährige können über solche Erlebnisse kaum berichten. Nun sind die letzten der 780 deutschen Soldaten am 22. Dezember wieder nach Deutschland heimgekehrt. Seit dem 30. November ist das Mandat beendet. Ziel war die Sicherung der ersten freien Wahlen in der Demokratischen Republik Kongo nach 40 Jahren.

In Potsdam ist der Generalleutnant Karlheinz Viereck (55) sehr zufrieden. Als Befehlshaber sei er im Einsatzführungskommando der Bundeswehr, das weltweit alle Auslandseinsätze führt, von Anfang an sicher gewesen, daß alle Soldaten wieder heil heimkehren würden. So ist es gekommen.

Wie sieht Kinshasa von oben aus, aus dem Hubschrauber? Der deutsche Heeresflieger Piekarski weiß es: „... wie ein angelaufenes 5-Mark-Stück!“. Mit leiser Stimme beschreibt er besonders gern das Sonnenlicht, das hier in der Demokratischen Republik Kongo gnadenlos auf die vielen staubigen Dächer einer wirklich großen Stadt trifft. Sieben Millionen Menschen wohnen hier offiziell, wahrscheinlich sind es sehr viel mehr. Selbst war Piekarski seit Ende Juni im Kongo, ist sonst stationiert im baden-württembergischen Laupheim.

Ihre Basis hatten die Heeresflieger im Süden des Flughafens von Ndolo in Kongos Hauptstadt Kinshasa. Vom Camp aus fuhr oder ging man über die Runway des Flughafens, auf dem nicht nur zivile Flugzeuge landen und starten können. Eine Ampel trennte das Camp des multinationalen EU-Kontingentes, eine Zeltstadt, von der Basis der Heeresflieger. Die Gefahr war einfach zu groß, auf der Runway von einem Flugzeug erfaßt zu werden. Eine Art Flugzeug-Friedhof auf dem kurzen Fußweg lenkte dort stets ab. Seit Jahren gammeln neben der jetzt verwaisten Unterkunft der deutschen Bundeswehr ausgemusterte Passagiermaschinen vor sich hin. Die Farbe blättert an ihnen ab. Zu welcher Fluggesellschaft zum Beispiel die „DC 10“ mit den fehlenden Fenstern gehört hat, bleibt ein Rätsel und wird wahrscheinlich nicht mehr gelöst werden. Vieles hier ist unwirtlich; so ist Afrika bei den Heeresfliegern in frischer Erinnerung.

Eine große Halle bot den drei Hubschraubern Schutz. Doch auf dem glatten Boden liegt wieder feiner, roter Wüstensand. Gegen den ist man machtlos. In dem jetzt wieder weiß-blau gestrichenen, sauberen Gebäude mit den gewaltig hohen Stahlträgern gibt es eine Balustrade in Höhe der Rotoren der geparkten Helikopter. In den Büros dort oben wurde Tag und Nacht geplant, unten inspiziert und repariert – oder unten in der Halle und oben in den Büros wurden Verfahren eingeübt, damit alle Heeresflieger gewissermaßen an einem Strang ziehen können. Das fing nicht erst damit an, welche Funkfrequenzen im Einsatz genutzt werden müssen.

Inzwischen hat Oberstleutnant Ralf Mußeleck nach vier Monaten in Kinshasa seinen wohlverdienten Urlaub angetreten. Es ist ihm nicht schwer gefallen, sich wieder an das raue, deutsche Winterklima zu gewöhnen. Dort in Kinshasa lag die Luftfeuchtigkeit bei 90 Prozent. Es war täglich heiß, brennend heiß. Nach den regelmäßigen Regenfällen mit manchmal 107 Litern Wasser pro Quadratmeter begann der Boden auch noch zu schwitzen. „Schwer auszuhalten!“, erinnert sich der 40jährige.

Mußeleck war regelmäßig dabei, wenn die Stimmzettel der Präsidentschaftswahl für den Großraum Kinshasa ausgezählt wurden. Dies sei eine eindrucksvolle Zeit gewesen. Seine eigentliche Aufgabe in Kinshasa war die Planung von sogenannten Landoperationen. In der Hauptstadt indessen wurden die Stimmzettel in einer besonders abgesicherten Halle der UN-Friedenstruppe „Monuc“ deponiert und ausgezählt. „Monuc“ sichert im Auftrag der UN seit Februar 2000 mit 17 500 Soldaten den instabilen Frieden in dem Land, das mehr als sechsmal größer ist als die Bundesrepublik Deutschland. Tausende von weißen Leinensäcken waren allein in Kinshasa gelagert worden, nachdem am 29. Oktober die Stichwahl um das Präsidentenamt stattgefunden hatte. Jean-Pierre Bemba hatte Staatsoberhaupt Joseph Kabila herausgefordert und ist schließlich gescheitert. Kabila ist jetzt demokratisch gewählter Präsident der Demokratischen Republik Kongo.

Der Inhalt der Säcke, in denen sich die Stimmzettel befunden haben, wurde nach einem ausgeklügelten System ausgewertet. Auf orangefarbenen Plastikstühlen hinter einer Absperrung konnten die Autoritäten des Landes, die Medien, aber auch interessierte Kongolesen sehen, daß die Auszählung korrekt verlief. Trotzdem hat Jean-Pierre Bemba den Wahlsieg von Präsident Kabila mit Waffengewalt nach Bekanntgabe der Ergebnisse infrage gestellt.

Kabila residiert in einer Stadt, die nicht nur bei den deutschen Soldaten als exotisch gilt. Die Armut ist unübersehbar. Doch die Menschen sind überall bunt und sauber gekleidet und stets freundlich. Zu den Bildern, die nicht vergessen werden, gehören Frauen, die ganze Ölfässer auf dem Kopf balancieren können. Doch die Eindrücke dieser afrikanischen Metropole so nahe am Äquator sind oft nicht wirklich fremd. Häufig sieht man auf den Kleinbussen deutsche Werbebotschaften: „Elektrohandel Kuhn, Kirchlinde“ oder „Wäscherei Weber, München, Telefon ...“. Die Fahrzeuge, längst schrottreif und beliebte Transportmittel der Menschen, haben offenbar lange Wege hinter sich.

Die Wege im Eufor-Camp Ndolo indessen waren kurz. Die Soldaten hielten sich rund um die Uhr in Bereitschaft. Geschlafen haben sie auf Pritschen. Darunter standen Schuhe, an einem Haken neben dem Bett hingen ein Rucksack, das Handtuch, T-Shirts. Die großen Mückennetze um das Bett herum vermittelten immerhin das gute Gefühl, sich am Ende eines langen Tages in den Tropen hinter dem Stoff doch noch zurückziehen zu können. Manchmal haben die kleinen Dinge das Heimweh ein bißchen weniger werden lassen, wie Kissen mit eingestickten Botschaften der heimgebliebenen Freundinnen: „Ich liebe Dich!“.

Alle Soldaten waren zu Weihnachten wieder daheim. Denn, das wissen sie, es ist nirgends schöner als daheim.



Anfangs war es spaßig

Weltkrieg aus Kindersicht

„Es ist ein ungewöhnliches Vorhaben, über erfreuliche Seiten des Krieges zu schreiben. Die schreckliche Seite wird von mir kaum einbezogen, wird nur gestreift. Ein reales Bild des gesamten Lebens im Krieg kann ich also nicht darstellen – nicht vom Leben in der Heimat, schon gar nicht vom Leben an der Front –, weil ich die wahren Schrecken des Krieges nicht am eigenen Leibe verspürt habe. So ging es den meisten meines Alters, obwohl wir in dieser wachen, aufnahmefähigen Phase unseres Lebens sechs Jahre Kriegszeit miterlebten.“ Dieses schreibt Peter Johannsen, der in einer Hamburger Kaufmannsfamilie aufwuchs, bei Ausbruch des Krieges neun Jahre alt war und auf seine Kindheits- und Jugenderinnerungen aus den Jahren 1939 bis 1948 zurückblickt.

Das liebste Spielzeug der Jungen waren die naturgetreuen Schiffsnachbildungen der deutschen Kriegsflotte und eine Armee von Miniatur-Soldaten aus Elastolin. Im Garten bauten sie sich eine Schanze, bewarfen sich mit Grassoden und spielten mit großer Begeisterung die „Erstürmung einer Festung“. Sie interessierten sich für die schneidigen Uniformen der verschiedenen Waffengattungen und freuten sich auf den einmal im Jahr veranstalteten „Tag der Wehrmacht“.

Bei Erbsen und Gulaschkanone konnte man auch eine richtige Kanone sehen und mit einem Maschinengewehr, natürlich nur mit Platzpatronen auf einen Pappkameraden schießen.

„Luftgefahr, Luftgefahr, oh, wie ist das wunderbar!“ Am Anfang war das alles noch ein großer Spaß. In der Schule fieberte Peter Johannsen förmlich der Luftgefahr entgegen, immer dann, wenn er seine Schulaufgaben nicht gemacht hatte oder eine Klassenarbeit geschrieben werden sollte, auf die er sich nicht vorbereitet hatte. Als im Norden und Westen des Reiches immer öfter Bomben auf die Städte fielen, wurde von „oben“ verfügt, daß Kinder in die verschonten südlichen Gebiete verschickt werden. Für Peter Johannsen war die Kinderlandverschickung ein Ferienvergnügen, eine fabelhafte Sache, nur für Kinder, ohne ewig mahnende Eltern. „Ich war im Paradies gelandet, bei herzlichen Menschen in einem gottbegnadeten Winkel der Erde. In Kärnten.“ Im Juli 1943, als 50 Prozent Hamburgs in fünf Tagen in Schutt und Asche gelegt werden, erfährt schließlich auch Peter Johannsen seine Schreckensgeschichte. Das Grauen um ihn herum läßt sich auch nicht so leicht aus seinem kindlichen Gemüt verbannen.

Durch die Erinnerung an eine Kindheit der Jahre von 1939 bis 1948 vermittelt Peter Johannsen in seinem Buch „Hitlerjunge Ahnungslos“ dem Leser ein Bild, wie Kinder im Zweiten Weltkrieg aufwuchsen. Entstanden ist eine Mischung aus Fakten, Absurdem und Witzigem. Johannsen läßt die Erlebnisse von Kindern, Erwachsenen, Hitleranhängern und -gegnern, Mitläufern, Siegern sowie Besiegten aus einer Zeit lebendig werden, die uns immer fremder zu werden droht. *B. Mußfeldt*

***Peter Johannsen: „Hitlerjunge Ahnungslos“**, Frieling-Verlag, Berlin, geb., sw Fotos, 304 Seiten, 16,90 Euro. Best. Nr. 5567*



Wertvoller Sprachschatz

Arno Surminski erzählt in ostpreußischer Mundart

Seit dem 1. Dezember 1998 ist die „Europäische Charta der Regional- und Minderheitssprachen“ in Kraft. Sie soll „die Sprachen von Minderheiten in ihren angestammten Regionen schützen, fördern, tolerieren und die Anwendung erleichtern“ und macht somit Niederdeutsch, Friesisch, Dänisch und Sorbisch zur Amtssprache der jeweiligen Region. Wie aber ist es mit der Sprache aus den Vertreibungsgebieten? Wie ist es mit Ostpreußisch oder Schlesisch? Mit den Menschen ist auch die Sprache vertrieben worden, und nur noch wenige alte Menschen sprechen dieses Idiom. Sie haben es als unsichtbares Fluchtgepäck mitgenommen, ein Stück Heimat, das ihnen niemand nehmen konnte – nur die Zeit. Mittlerweile gibt es Mundartwörterbücher, die diesen Schatz bewahren wollen. Wissenschaftlern und vielen Helfern gelang es, etwa mit dem „Preußischen Wörterbuch“, diese Sprache zu dokumentieren, nicht zuletzt auch, um den Verlust aufzuzeigen, der mit dem Verklingen des ostpreußischen Platt einhergeht.

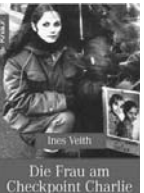
Der Schriftsteller Arno Surminski hat es sich nun angelegen sein lassen, der Sprache seiner Kindheit ein literarisches Denkmal zu setzen. Mit den Geschichten in „Gruschelke und Engelmannke“, die er gleichzeitig auf Ostpreußisch und Hochdeutsch erzählt, läßt er eine Zeit wieder aufleben, die längst untergegangen ist. Eine Zeit, die geprägt war von harter Arbeit, aber auch von fröhlichem Feiern, von Freud und Leid. Wer die Geschichten auf Hochdeutsch liest, dem wird so vieles entgehen, was die Mundart in sich trägt – den tiefgründigen Humor, die Herzlichkeit. Leider aber geht in der schriftlichen Form auch der Tonfall verloren, mit dem das Platt gesprochen wurde, diese weichen Laute, dieses zärtlich ausgesprochene weiche „sch“, dieses breite „ei“, dieses sanft rollende, grollende „r“ ... Der Verlag wäre gut beraten gewesen, dem Buch eine CD beizufügen, auf der man die Geschichten hören kann.

Dennoch ist mit „Gruschelke und Engelmannke“ ein zauberhaftes Erinnerungsbuch entstanden, mit Geschichten um das Leben in Ostpreußen, mit Anekdoten und Redensarten.

„Viele schrieben mir voller Bedauern“, so Surminski im Vorwort zu diesem Buch, „die ostpreußische Sprache werde bald aussterben. Sie schickten mir Namen und Redewendungen, die sie noch in Erinnerung hatten, mit der stillschweigenden Aufforderung, etwas zur Erhaltung des Ostpreußischen zu tun. Ich habe diese Wünsche anfangs nicht ganz ernst genommen, heute sind mir die Erinnerungen jener, die in der Sprache noch gelebt haben, ein wertvoller Schatz. Es wäre ein Jammer, wenn die ostpreußische Mundart völlig verlorenginge.“

Daß dies nicht geschieht, ist engagierten Männern wie Arno Surminski zu verdanken. *SiS*

***Arno Surminski: „Gruschelke und Engelmannke – Geschichten auf Ostpreußisch und Hochdeutsch“**, Ullstein Verlag, Berlin 2006, 244 Seiten, sw Abb., geb. mit Schutzumschlag, 16,95 Euro, Best.-Nr. 5990*



Nicht ohne meine Töchter

Ehemalige DDR-Bürgerin erinnert sich an Inhaftierung und Kindesentzug

„Es gibt Geschichten, die man erzählen muß“, erklärt die Autorin Ines Veith im Vorwort von „Die Frau vom Checkpoint Charlie – Der verzweifelte Kampf einer Mutter um ihre Töchter“. In der Tat: Selbst wer schon viel über erschütternde DDR-Schicksale gelesen hat, wird bei diesem Buch kaum Tränen zurückhalten können! Im Sommer 1982 ist Jutta Gallus in der DDR gerade geschieden, ihre Mutter an Krebs gestorben, ihr zwölfter (!) Ausreiseantrag abgelehnt und sie auf einen schlechteren Arbeitsplatz verwiesen. So will sie mit ihren zwei Töchtern heimlich in den Westen fliehen.

Ihr Fluchtversuch via Rumänien scheitert, brutal werden die Kinder von der Mutter getrennt. Dieser zeigt der Stasi-Vernehmer den Auftritt ihrer Töchter im DDR-Fernsehen und lockt: Sie können ein Star und sie selber entlassen werden – „nur“ müsse sie den Ausreiseantrag zurückziehen. Sie weigert sich und wird zu einer dreijährigen Freiheitsstrafe verurteilt; verbittert meint sie: „Ich habe nur eins der vielen Menschenrechte, deren Durchsetzung auch die DDR unterschrieb, wahrnehmen wollen.“

Immer wieder bedrängt man sie, ihren Antrag zurückzunehmen: Teilte sie westlichen Behörden mit, sie beabsichtige eine Ausreise nicht mehr, würde sie bald entlassen.

Ohnehin käme eine Ausreise – wenn überhaupt – nur ohne die Töchter in Betracht! Erst im April 1984 wird sie in die Bundesrepublik abgeschoben ...

Hier fleht sie die Öffentlichkeit um Hilfe an, doch kommen lediglich übliche Ausweichantworten. Schließlich reist sie nach Berlin, um am Checkpoint Charlie mit einem riesigen Protest-Plakat „Gebt mir meine Kinder zurück!“ zu protestieren.

Den Töchtern in der DDR werden neue Fernseh-Rollen versprochen für ihre Unterschrift, nicht mehr zur Mutter zu wollen – doch auch sie bleiben hart! Weihnachten protestiert die Verzweifelte bei eisiger Kälte mit einem kleinen Tannenbaum vor der DDR-Vertretung in Bonn.

In Rom spricht sie den Papst an, auf einer Jahrestagung der KSZE-Konferenz kettet sie sich mit Handschellen an.

Indes: Es bewegt sich nichts. August 1986 (25. Jahrestag der Berliner Mauer) gelingt es ihr, sich bei den Ansprachen der Politiker vorzudrängen und in die Fernsehkameras ihren Kindern im Osten zuzuschreien: „Claudia und Beate, wenn ihr mich jetzt seht, sollt ihr wissen, daß ich nicht loslassen werde, bis ihr bei mir seid. Haltet durch!“

Doch es vergehen mehr als zwei Jahre, bis sie unter großer Medien-Anteilnahme diese in die Arme nehmen kann.

„Was für eine verrückte Welt ist das, wo es zum Ereignis wird, wenn eine Mutter ihre Kinder von Deutschland-Ost nach Deutschland-West holt und dafür sechs lange Jahre braucht“, meint sie recht nachdenklich. *F.-W. Schlomann*

***Ines Veith: „Die Frau vom Checkpoint Charlie – Der verzweifelte Kampf einer Mutter um ihre Töchter“**, Knaur-Verlag, München 2006, 198 Seiten, 7,95 Euro, Best.-Nr. 5991*



Ein hehres Ziel

Kritische DVD über die Nürnberger Prozesse

Es gibt kaum einen bekannteren Gerichtsprozeß in der Weltgeschichte als jenen, der am 1. Oktober 1946 mit elf Todesurteilen, „Death by hanging“, endete: Der Nürnberger Prozeß gegen die deutschen Hauptkriegsverbrecher des Zweiten Weltkrieges. Und obwohl die Angeklagten die Hauptbeteiligten an einem erbarmungslos geführten Krieg waren, der Prozeß der Welt den Glauben an die Gerechtigkeit wiedergeben sollte, wurde dieser zugleich der umstrittenste. Der amerikanische Chefankläger Robert Jackson erklärte zu Beginn der Verhandlungen, es ginge in Nürnberg darum, „nicht Rache zu üben, sondern die Macht dem Recht unterzuordnen“. Ein hehres Ziel und ein hoher Anspruch, dem der Nürnberger Prozeß nicht gerecht werden konnte.

Die jetzt bei Polarfilm erschienene DVD „Death by hanging“ analysiert anhand von erschütternden Original-Filmszenen aus dem Prozeß noch einmal die eklatanten Bruchstellen des Prozesses. In zahlreichen Interviews erläutern der Historiker Franz Seidler, der Völkerrechtler Alfred Maurice de Zayas, der Strafrechtsexperte und ehemalige Generalbundesanwalt Alexander von Stahl, der ehemalige russische Gorbatschow-Berater Wjatschew Daschitschew sowie weitere Experten, Prozeßbeteiligte und Beobachter die Abläufe und werfen Fragen auf: Ist der Sieger nicht befangen, wenn er über den Besiegten zu Gericht sitzt? Mehr noch – darf jemand, der im verhandelten Fall selber Schuld auf sich geladen hat, überhaupt als Ankläger auftreten? Was waren die Rechtsgrundlagen für die Schuldsprüche? Darf im Prozeßprotokoll etwas völlig anderes stehen, als mündlich vorgetragen worden ist? Geht es noch mit normalen Dingen zu, wenn mit einem Mitarbeiter von Rudolf Heß, der den Englandflug vorbereitet hatte, ein Zeuge der Verteidigung am Tage eines Besuchs von alliierten Geheimdienstlern aus heiterem Himmel sich mit seiner Frau erhängt? Der Film zeigt, daß der Prozeß mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben hat.

Der Film wirft Fragen auf

In Nürnberg sollte Recht gesprochen werden, doch es war Siegerjustiz. Ob es nun klassische Rache war, wie der Film unterstellt, oder ob es eine Form der zu einseitigen und prozeßrechtlich inakzeptablen und damit letztlich untauglichen Urteilsfindung zur Befriedung der Völker war, das mag dahinstehen. Der Nürnberger Prozeß taugt jedenfalls nicht als Maßstab für internationale Strafgerichtshöfe, gegen welche massenmordende Kriegsverbrecher und Diktatoren auch immer prozessiert wird.

Es ist begrüßenswert, daß die Filmemacher auch auf den nicht ganz so spektakulären, aber dafür um so fragwürdigeren Malmedy-Prozeß eingehen, in dem frühere Angehörige der Kampfgruppe Peiper wegen einer angeblichen Massenliquidierung amerikanischer Soldaten verurteilt worden waren. Die Geständnisse der Beteiligten wurden in Serie durch Folter abgepreßt. Einige der „Geständigen“ erklären vor der Kamera die Umstände der „Verhöre“. Die Beschreibungen erinnern an Szenen peinlicher Verhöre in mittelalterlichen Hexenprozessen.

Der Film enthält auch bisher unveröffentlichte Dokumente und Zeitzeugenaussagen und ist damit ein wertvoller Beitrag, der ein wichtiges Stück Zeit- und Justizgeschichte zu erhellen vermag. *Bernhard Knapstein*

***DVD: „Death by Hanging – Tod durch den Strang. Nürnberger Prozeß: Recht oder Rache?“**, 75 Minuten plus 85 Minuten Bonusmaterial; Polarfilm 2006, 14,95 Euro, Best-Nr. 5725*



Dem Tode geweiht

Engländerin erinnert sich an ihr sterbendes Baby

Eigentlich ist es ein normaler Tag. Die Engländerin Sarah fährt mit ihrer Mutter zur Schwangerschaftsroutineuntersuchung, bevor sie gemeinsam den Kindergeburtstag von Sarahs fünfjähriger Tochter Emilia vorbereiten wollen. Doch dieses Mal schaut der Arzt nicht zufrieden wie bei Sarahs anderen beiden Schwangerschaften, sondern verläßt den Raum, um eine Kollegin zu holen. Dann schauen beide Ärzte intensiv auf die Ultraschallaufnahme und reden von „Thanatophoren Dyplasie“, sprich Sarahs Kind hat unter anderem einen zu kleinen Brustkorb, die Lunge wird nicht atmen können, das Kind bei der Geburt ersticken.

In „Der Flug der Lerche – Die Geschichte eines kurzen Lebens“ verarbeitet die Oxforddozentin Sarah Williams das Sterben ihres ungeborenen Kindes. Sehr einfühlsam schildert sie die Freude der Familie, als Sarah fünf Jahre nach einem Bandscheibenvorfall während ihrer zweiten Schwangerschaft endlich wieder schwanger werden darf, extreme Übelkeit dämpft jedoch ihre Vorfreude ein wenig.

Doch Sarahs Mann, Freunde, Nachbarn und sogar die Töchter Hannah und Emilia helfen ihr über die ersten anstrengenden Schwangerschaftsmonate hinweg. Als es Sarah endlich besser geht, zerstört die Diagnose der Ärzte jedoch ihre Hoffnungen auf ein drittes Kind. Noch während die Mittdreißigerin die Diagnose der Ärzte verarbeitet, bieten ihr diese einen schnellen Abtreibungstermin an, doch nur wenige Stunden danach entscheiden Sarah und ihr Mann Paul, beide religiös, daß sie sich nicht vorstellen können, das Kind im Bauch durch eine Giftspritze ins Herz zu töten.

Schon im Mutterleib war das Ende bekannt

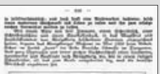
Ihre Entscheidung, der Natur nicht ins Handwerk zu pfuschen, wird jedoch nicht nur von den Ärzten nicht gutgeheißen. „Was ich überhaupt nicht vorhergesehen hatte, als ich mich gegen eine Abtreibung entschied, war die Wut, die diese Entscheidung bei manchen Leuten auslösen würde.“ Man warf der Autorin sogar vor, moralisch die falsche Wahl getroffen zu haben, da sie vermeidbares Leid nicht unterband. Doch die Familie bleibt trotz allem Gegendwind bei ihrem Entschluß. Auch die beiden Töchter werden darüber informiert, daß sie ihr kleines Schwesterchen nur im Bauch der Mutter lieben können, da Gott es bei der Geburt zu sich nehmen würde.

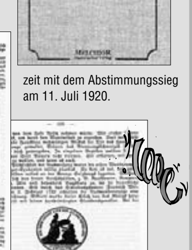
Gemeinsam sucht die Familie nach einem Namen und entscheidet sich für Cerian, walisisch für geliebter Mensch. Doch Cerian bringt bald das Leben ihrer Mutter in Gefahr. Es gibt Komplikationen und die Geburt muß eingeleitet werden. Trotz aller Hoffnungen stirbt die Kleine bei der Geburt. „Es war merkwürdig, daß sie so deformiert war, weil alle meine Gedanken über sie mit Schönheit gefüllt gewesen waren.“

Das traurige Schicksal Cerians und ihrer Familie bedrückt, gibt aber gleichzeitig Hoffnung, denn es hat die Familie zusammengeschweißt und die Autorin das Leben mehr schätzen gelehrt. „Mein Leben und sogar mein Glauben hatten sich lange nur darum gedreht, diesen Dingen zu dienen. Ich hatte mich mit einem perfekten Heim, perfekten Kindern, einem perfekten Garten, meinem perfekten Körper (den ich mir zumindest wünschte!) beschäftigt, ... Ich war freudlos, kontrolliert und vorhersehbar geworden. Und dann gab Gott mir Cerian.“ *Bel*

***Sarah Williams: „Der Flug der Lerche – Die Geschichte eines kurzen Lebens“**, Brunnen Verlag, Basel 2006, broschiert, 191 Seiten, 9,95 Euro, Best.-Nr. 5992*

Max Riemer / Wilhelm Obgartel
Geschichtliches Heimatbuch Ostpreußen
Ein Muß für jeden Ostpreußen und Freund des Landes zwischen Weichsel und Memel! Ostpreußen kann auf eine abwechslungsreiche Geschichte und lange Kulturentwicklung zurückblicken. Überaus interessant wird in diesem beeindruckenden Buch die Heimat-geschichte der deutschen Provinz geschildert. Von der vorgeschichtlichen Zeit, der heidnischen Zeit, der Glanzzeit des Ordens, der Ära der Herzöge und Kurfürsten, der des preußischen Königtums, der Epoche der Franzosenherrschaft und den Befreiungskriegen bis hin zur Reichsgründung, dem Ersten Weltkrieg und der Nachkriegszeit mit dem Abstimmungssieg am 11. Juli 1920.





Leineneinband mit Goldprägung, Geb., 248 Seiten, Format: 17 x 24 cm
Reprint der Originalausgabe von 1925
Best.-Nr: 4812, € 24,95


Hildegard Rauschenbach
Zuhause in Pillkallen
Das dörfliche Leben in Ostpreußen und auch die Zeit der Kindheit und Jugend.
Geb., 183 Seiten
Best.-Nr.: 4192, € 12,95

Henryk M. Broder
Hurra, wir kapitulieren!
Der ultimative Albtraum für alle Verfechter der Political Correctness
Geb., 167 Seiten
Best.-Nr.: 5846, € 16,00

Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten
Erinnerungen eines alten Ostpreußen
Geb., 384 Seiten, 66 Abbildungen
Best.-Nr.: 1211, € 14,95

Marita Vollborn, Vlad D. Georgescu
Die Joghurt-Lüge
Die unappetitlichen Geschäfte der Lebensmittelindustrie
Kart., 336 Seiten
Best.-Nr.: 5974, € 19,90


Peter Scholl- Latour
Russland im Zangengriff
Putins Imperium zwischen Nato, China und Islam
Geb., 432 Seiten, m. 16 S. Farbabbildungen u. Karten
Best.-Nr.: 5929, € 24,90


Günther H. Ruddies
Hochzeit auf ostpreußisch
und andere Geschichten aus dem Bernsteinland
Geb., 221 Seiten
Best.-Nr.: 5755, € 9,90



Ostpreußen- Anstecker
Ob für Mütze, Revers oder als Sammlerstück.
Motiv: Ostpreußen- Fahne mit Provinzwappen, emaillierte Oberflächen mit Steckverschluß, Maße: ca. 17x12 mm
Best.-Nr.: 5889, € 2,95



Georg Meck
Das Geld kriegen immer die anderen
Wofür arbeiten wir eigentlich? Eine Abrechnung
Kart., 168 Seiten
Best.-Nr.: 5983, € 14,90

Reise durch Ostpreußen

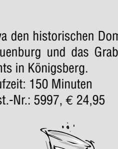


Eine dreiteilige Reportage von Klaus Bednarz
Teil 1: Ermland und Masuren
Teil 2: Königsberg und kurische Nehrung
Teil 3: Landschaften, Menschen, Träume

Ostpreußen, das „Land der dunklen Wälder und kristallenen Seen“. Ein Land, versunken in der Geschichte und dennoch für Millionen Menschen unvergessen - 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat Klaus Bednarz diese einst östliche Provinz Deutschlands besucht. Von Danzig über das Ermland und Masuren bis nach Königsberg, die Kurische Nehrung und Tilsit. Mit deutschen, polnischen und russischen Kameraleuten und Tontechnikern ist er mehrere Wochen kreuz und quer durch dieses heute zwischen Russland und Polen aufgeteilte Land gereist - fast 5.000 Kilometer. Er ist den Weg nachgefahren, auf dem seine Familie im Januar 1945 aus Ostpreußen flüchtete - von Ukta, im Herzen Masurens, über das Eis des Frischen Haffs. Er hat die Spuren deutscher Kultur und Geschichte gesucht und dabei Zerstörtes und Versunkenes gefunden. Aber auch mühsam Bewahrtes und liebevoll Restauriertes - etwa den historischen Dom zu Frauenburg und das Grabmal Kants in Königsberg.



Laufzeit: 150 Minuten
Best.-Nr.: 5997, € 24,95





Buch der Woche



Michael A. Hartenstein
Die Geschichte der Oder-Neiße-Linie
„Westverschiebung“ und „Umsiedlung“ - Kriegsziele der Alliierten oder Postulat polnischer Politik?
Dieses Buch beschäftigt sich mit folgenden Fragen: Wie kam es zur Oder-Neiße-Linie? Wer wollte diese Grenze seit wann und aus welchen Gründen? Wer hat die Oder-Neiße-Linie tatsächlich als Staatsgrenze durchgesetzt und verwirklicht? Gab es je eine Möglichkeit der Revision dieser Grenze? Der Autor stellt die Geschichte der Oder-Neiße-Linie erstmals zusammengefaßt von ihrer Vorgeschichte im 19. Jahrhundert bis zur völkerrechtlichen Anerkennung im Jahr 1990 dar. Er kommt zu einem fundierten und pointierten Ergebnis, das der derzeitigen »offiziellen« Geschichtslesart in Deutschland und Polen nicht gerade entspricht: Die Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens verbunden mit der »Umsiedlung« war keine den Polen bei der Potsdamer Konferenz verordnete alliierte Lösung eines Grenzproblems, sondern die energisch betriebene Verwirklichung von lange bestehenden und öffentlich formulierten Zielen des polnischen Nationalismus.
Geb., 271 Seiten, Format 17 x 24 cm
Best.-Nr.: 5996, € 24,90


Kinderland am Pregelstrand
Königsberger Heimatfibel- Erstes Lesebuch für die Kinder des Königsbergs
Nachdruck der Originalausgabe von 1927
Kart., Kart., 80 Seiten
Best.-Nr.: 5378, € 9,95

Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Deutschland im Griff einer korrupten Elite.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90

Gerd-Helmut Komossa
Von Masuren an den Rhein
Eine Liebeserklärung an Ostpreußen
Geb., 231 Seiten
Best.-Nr.: 2310, € 24,90

Sonderangebot!

nur € 2.95
Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

nur € 4.95
Klaus von der Groeben
Das Land Ostpreußen
Selbsterhaltung, Selbstgestaltung, Selbstverwaltung 1750–1945, Kart., 334 Seiten
Best.-Nr.: 5893, Nur noch € 4,95

Super-Sonder-Angebot: jedes Buch

Mängelexemplare



Hildegard Ratanski
Getränkte Erde - Lebenerinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 175 Seiten
Best.-Nr.: 5679
statt € 8,90 - Ersparnis 66 %

Waltraud Hansen
Die Erde liegt unter den Füßen der Mutter
Lebensbericht einer Mutter von 13 Kindern
Kart., 142 Seiten
Best.-Nr.: 5680
statt € 8,40 - Ersparnis 64 %



Johanna Tuliszka
Und weidet mich auf einer grünen Aue
Erinnerungen einer Berlinerin, aus dem Jahrgang 1923
Kart., 620 Seiten
Best.-Nr.: 5712
statt € 24,00 - Ersparnis 87 %



Herbert Finck
Geopferte Jugendjahre
Als Kriegsgefangener in Italien, Nordafrika, den USA und England
Geb., 172 Seiten
Best.-Nr.: 5716
statt € 9,90 - Ersparnis 70 %



Helmut Luther
Friedrich Karl von Preußen
Das Leben des roten Prinzen
Kart., 320 Seiten
Best.-Nr.: 5168
statt € 9,90 - Ersparnis 30 %

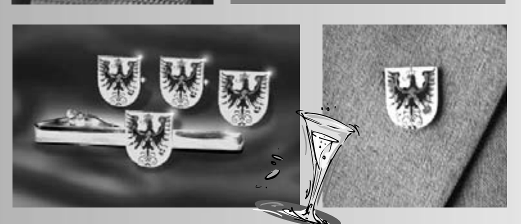
Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Das Geschenk!

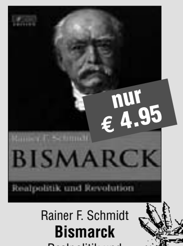
Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert.
Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)
Best.-Nr.: 5960 € 49,95




Joachim Fest
Ich nicht
Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend
Geb., 366 Seiten
Best.-Nr.: 5797, € 19,90



Walter Flex
Das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments
Nicht nur für viele Soldaten war dieses Märchen fester Bestandteil der Weihnachtsfeier.
1 Audio-CD, Laufzeit: 60 Minuten
Best.-Nr.: 5926, € 9,95



Rainer F. Schmidt
Bismarck
Realpolitik und Revolution
Geb., 335 Seiten
Best.-Nr.: 5809, nur € 4,95



Erich Valentin
Mozart
Eine Biographie
Geb., 208 Seiten
Best.-Nr.: 5833, nur € 4,95



Max Kerner
Karl der Große
Leben und Mythos
Geb., 303 Seiten
Best.-Nr.: 5882, nur € 4,95



Dietrich Gronau
Luther
Revolutionär des Glaubens
Geb., 202 Seiten
Best.-Nr.: 5881, nur € 4,95




George P. Gooch
Friedrich der Große
Preußens legendärer König
Geb., 443 Seiten
Best.-Nr.: 5832, nur € 4,95



Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Streben nach Vollendung

Die »Preußische Gestütsverwaltung« wurde vor 275 Jahren in Trakehnen gegründet

Von MANFRED GRAF

Die Gründung der „Preußischen Gestütsverwaltung" 1732, also vor 275 Jahren, fällt mit der Gründung Trakehnens als Gestüt für den Königlichen Marstall zusammen. In den Jahren vor 1732 war es mit der Pferdezucht in den preußischen Provinzen nicht zum besten bestellt, und so erließ König Friedrich Wilhelm I. am 3. April 1713 ein Edikt zur Verbesserung der Pferdezucht.

Auf Anraten des Fürsten Leopold von Dessau faßte König Friedrich Wilhelm I. den Entschluß, die weit verstreuten Gestüte und deren Verwaltung in einem Großgestüt zu vereinen. Die Wahl fiel auf ein 3500 Hektar großes Gelände nördlich der Rominter Heide bei dem Domänenvorwerk Trakehnen. Durch die Pest war Trakehnen entvölkert, und wegen der fehlenden Entwässerung waren die landwirtschaftlichen Flächen in einem desolaten Zustand.

König Friedrich Wilhelm I. höchstpersönlich fertigte die Entwurfsplanung für die neue Gestütsanlage an und die technische Ausführung übertrug er dem Architekten Suchodolez, für die Finanzen war der Graf von Schwerin zuständig. Da Arbeitskräfte damals in dieser Gegend fehlten, wurden 600 Soldaten aus Memel abkommandiert, um das Land wieder urbar zu machen und die Gebäude zu errichten.

Stolz konnte Graf Schwerin am 1. September 1732 dem König die Fertigstellung des Stutamtes Trakehnen melden. Mit 1100 Pferden, davon 530 Mutterstuten, konnte nach sechsjähriger mühevoller Arbeit mit dem Zuchtbetrieb begonnen werden. Das neue Mustergestüt erhielt den Namen „Königliches Stutamt Trakehnen", und in ihm wurden sämtliche in Preußen befindlichen Gestütsabteilungen und deren Verwaltungen, die noch aus der Ordenszeit bestanden, vereinigt. Das Gestüt erfüllte anfangs nicht die Erwartungen des Königs, und so schenkte er es 1739 dem Kronprinzen Friedrich. Das Stutamt lief mehrmals Gefahr, aufgelöst zu werden, weil zeitweise die Remontierung, die Ergänzung des militärischen Pferdebestandes durch Jungpferde, aus anderen Ländern gestellt wurde. Friedrich der Große hatte meist eine glückliche Hand bei der Wahl seiner Männer. Auch mit Oberpräsident von Domhardt verpflichtete er einen der besten Beamten seiner Zeit. Dieser verwaltete das Stutamt von 1746 bis 1780 und versuchte es in jeder Beziehung zu verbessern. Ohne Zustimmung des Königs ließ von Domhardt 1779 mit zehn Deckhengsten Stuten von Bauern decken, die 58 Fohlen brachten. Diese Maßnahme kam sehr gut an, so daß die Bedeckungen sprunghaft anstiegen. Ein Bauer aus Groß Warningken bekam für einen dreijährigen Hengst 100 Taler, das war das Achtfache des üblichen Preises, und demzufolge wurde die Zahl der Beschäler auf 20 erhöht.

Nach dem Tod von Friedrich dem Großen ging das Stutamt in den Besitz des preußischen Staates über. Damit begann sogleich ein weiterer Aufbau der Gestütsverwaltung und die zielbewußte Entwicklung einer preußischen Landespferdezucht.

Im Jahre 1786 wurde Oberlandstallmeister Graf Lindenau zum Chef der Königlichen Gestüte ernannt. Mit Gestütsgründungen wie zum Beispiel des Friedrich-Wilhelm-Gestüts in Neustadt an der Dosse und der Einführung des „Königlich-Preußischen Landgestütreglements" hatte er großen Einfluß auf die Pferdezucht in Preußen.

Auf Anregung des bedeutenden Landstallmeisters von Burgsdorff wurde 1821 das erste Remontedepot errichtet, und zehn Jahre später konnte die Remontierung im eigenen Land gedeckt werden.

Zu den Einrichtungen der „Preußischen Gestütsverwaltung" gehörten die Hauptgestüte Trakehnen, Beberbeck, Georgenburg, Graditz, Neustadt a. d. Dosse und Altefeld. Die Landgestüte Rastenburg, Braunsberg, Marienwerder, Labes, Leubus, Cosel, Kreuz, Traventhal, Celle, Osnabrück, Warendorf, Dillenburg und Wickrath sowie die Hengstprüfungsanstalten Georgenburg-Zwion und Westercelle waren über das Land verteilt.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges war der Untergang der „Preußischen Gestütsverwaltung" besiegelt, und Ostpreußen wurde in einen polnisch und russisch verwalteten Teil gespalten. Trakehnen war eines der schönsten und modernsten Gestüte überhaupt, ein „Heiligtum der Pferde", wie der Dichter Binding sagte. Die endlos langen Eichenalleen waren einzigartig in Deutschland und boten einen Anblick der Harmonie. Ein Mustergestüt mit aller Großzügigkeit in Vollendung, das war das „Preußische Hauptgestüt Trakehnen".

Für das letzte Bauwerk von Bedeutung, das heute noch bestehende Altefeld in Nordhessen, legte die „Preußische Gestütsverwaltung" 1913 den Grundstein. Unter der Leitung von Oberlandstallmeister Burchard v. Oettingen entstand ein Hauptgestüt, das in Deutschland einmalig war. Die Gestütsanlage entsprach den modernsten Erkenntnissen in der Pferdezucht und das sowohl in der Stall- als auch in der Weidehaltung. Mit den Häusern für die Bediensteten des Gestüts setzte die Planung soziale Maßstäbe, und so bildete Altefeld tatsächlich den Höhepunkt und Abschluß einer beachtlichen Entwicklung.

Die Lage und die Architektur des Hauptbeschälerstalls machen die nahezu fürstliche Einschätzung der Deckhengste deutlich, und wie in Trakehnen so befindet sich auch in Altefeld der Hauptbeschälerstall in der Nähe des Lanstallmeisterhauses.

In einem Bericht von 1922 ist zu lesen: „Aus vorstehenden Darlegungen dürfte hervorgehen, daß bei der Errichtung des neuen Vollblutgestüts, das bestimmt ist, den krönenden Abschluß in der Reihe der Preußischen Staatsgestüte zu bilden und bei dessen Planung und Ausführung die Baukunst und alle Zweige der technischen Wissenschaft berufen waren, den hippologischen Anforderungen voll gerecht zu werden, alles geschehen ist, um Altefeld zu einem wichtigen und fruchtbringenden Glied im Wirtschaftsleben unseres Vaterlandes zu machen."

Jedoch von den Errungenschaften der „Preußischen Gestütsverwaltung" zehren die deutsche Pferdezucht und der Reitsport noch heute, weil der Grundstein für Zucht und Sport von großen Pferdeleuten wie Georg Graf Lehndorff, Burchard von Oettingen und Graf Sponeck gelegt wurde. Vorbildlich und richtungsweisend in der Pferdezucht, aber auch in der Ausbildung von Pferd und Reiter und in der Schaffung von zeitgemäßen Gestütsanlagen war das Werk der „Preußischen Gestütsverwaltung", das Deutschland zur erfolgreichsten Pferdezucht- und Reiternation gemacht hat.



Preußische Ahnen: Die Trakehnerstute „Donauwelle" vor dem noch betriebenen „Preußischen Hauptgestüt Altefeld" Foto: Graf

Das Ostpreußenblatt

Nr. 52 – 30. Dezember 2006

MELDUNGEN

Bismarck unerwünscht

Allenstein – Das Wojewodschafts-Verwaltungsgericht in Allenstein hat entschieden, daß das Bismarck-Denkmal in Eichmedien bei Rastenburg eigenmächtig errichtet sei und daher beseitigt werden müsse. Das Urteil ist noch nicht rechtskräftig.

Der Bürgermeister der Landgemeinde Rastenburg, Slawomir Jarosik, kündigte an, vor das Oberste Verwaltungsgericht in Berufung zu gehen. Das im vergangenen Jahr von Anwohnern ausgegrabene Denkmal wurde im Herbst 2005 ohne Abstimmung mit der Bauaufsicht vom Bürgermeister der Landgemeinde Rastenburg errichtet. Die Bauaufsicht des Kreises forderte die Beseitigung des Denkmals. Die Entscheidung der Kreisbehörde wurde vom Inspektor der Bauaufsicht der Wojewodschaft bestätigt. Auf Grund dieser Entscheidung wandte sich der Bürgermeister an das Wojewodschafts-Verwaltungsgericht in Allenstein.

Das Gericht hat sich nicht mit der historischen Bedeutung des Denkmals befaßt, auch nicht mit der Frage, ob Bismarck zu schützen sei. Es ging nur darum, ob das Denkmal in Übereinstimmung mit den Bauvorschriften errichtet worden war. Der Obelisk war am Ende des 19. Jahrhunderts in Eichmedien errichtet worden, später wurde er vergraben und geriet in Vergessenheit.

Neue Startbahn

Allenstein – Der Flugplatz in Deuthen bei Allenstein hat eine neue, befestigte Startbahn. Die Startbahn hat eine Länge von 850 Metern und ist 23 Meter breit. Das bedeutet, daß in Deuthen kleine Flugzeuge bis zu einem Gewicht von 12,5 Tonnen landen können.

Das sind zum Beispiel medizinische Rettungsflugzeuge und kleine Passagier-Flugzeuge. Der Bau der Landebahn ist die erste Investition auf einem Flugplatz eines Aero-Clubs in Polen. Die Kosten der gesamten Maßnahme betrugen 9,5 Millionen Zloty.

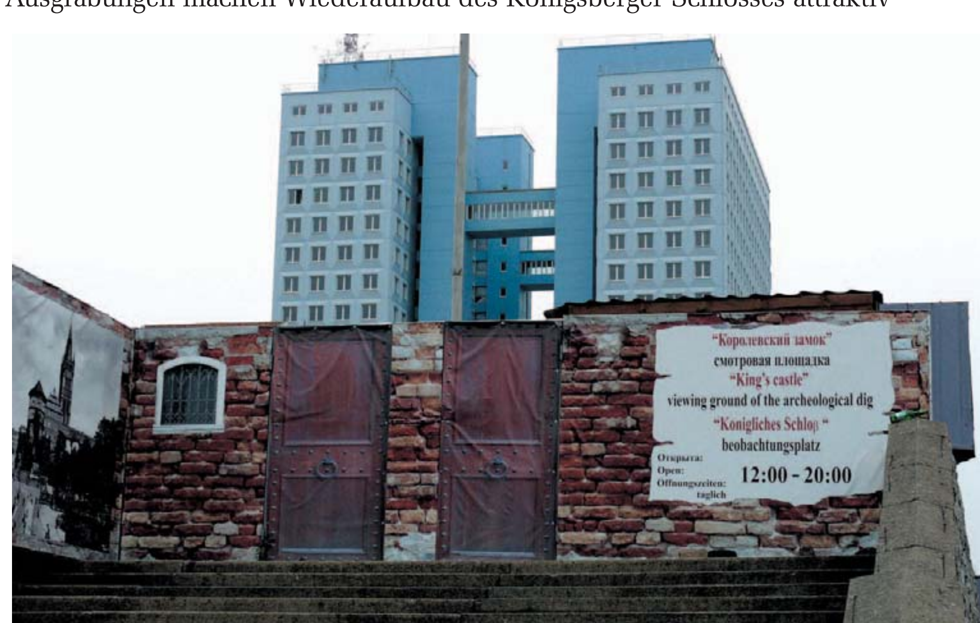
Blockade beendet

Goldap – Die Blockade der Kleinhändler an der polnisch-russischen Grenze in Goldap ist zu Ende. Von früh morgens an hatten sie gegen das von der russischen Seite eingeführte Entgelt für die Auto-Einreise in das Königsberger Gebiet protestiert. Es kann aber sein, daß sie in den kommenden Wochen zum Protest zurück-kehren. Bis vor kurzem kostete das zweimonatige Entgelt für die Einreise in das Königsberger Gebiet 100 Rubel. Nun verlangen die russischen Behörden 120 Rubel. Die meisten der sogenannten „Ameisen“, die vom Grenzhandel und Schmuggel mit Zigaretten, Alkohol und Benzin leben, reisen täglich in das Königsberger Gebiet ein.

Vom Untergrund inspiriert

Erfolgreiche Ausgrabungen machen Wiederaufbau des Königsberger Schlosses attraktiv

Von Sverre Gutschmidt



Attraktion: Neuerdings lockt ein Beobachtungsplatz zum Blick in die Vergangenheit des Schlosses. Foto: Bildarchiv Ostsicht

Seit dem Herbst 2001 finden auf dem Königsberger Schloßgelände archäologische Grabungen statt. Nun nähren neue Entdeckungen in den freigelegten Kellergewölben vor Ort den Wunsch nach einem Wiederaufbau des Königsberger Schlosses. Das einstige Wahrzeichen der Pregelstadt könnte schon bis 2010 wiedererstehen, meldet der „Spiegel“ optimistisch und beruft sich in dieser Einschätzung auf den Königsberger Stadtarchitekten Alexander Baschin. Das Magazin unterstützt die Ausgrabungsarbeiten und veröffentlichte nun neue Bilder aus den Gewölben. Die Stimmung unter den heutigen russischen Bewohnern sei dank der konstanten Forschungsarbeiten und den bisherigen Funden umgeschlagen – zugunsten eines Wiederaufbaus, so das Nachrichtenmagazin.

Zu den spektakulären Ausgrabungen bisher zählte zwar nicht – wie von einigen erhofft – das Bernsteinzimmer, doch kann sich die Bilanz sehen lassen. Unter den Entdeckungen ist eine okkulte Silberschatulle mit Medaillen und Amuletten, gefunden im Juni 2005. Der damals von Experten als „Sensation“ gewertete Silberschatz inspirierte offenbar die Entdeckerfreude der für die Ausgrabung Verantwortlichen des Königsberger Kunsthistorischen Museums. Wenn schon nicht das Bernsteinzimmer, so könnten doch weitere Kunstgegenstände aus dem einstigen Schloßmuseum zu Tage gefördert werden, so die Hoffnungen der Grabungsleitung.

Dank der bisherigen Funde gilt bereits als sicher, daß zumindest Teile des Kellergewölbes nach Ende der „Schatzsuche“ als Freilichtmuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen. Noch einen Schritt weiter geht der Stadtarchitekt Alexander Baschin im Interview mit der Zeitung „Komsomolskaja Prawda“: „Die Anlage ist Teil des ostpreußischen Kulturerbes – wer würde es wagen, an dieser Stelle etwas anderes zu errichten als das Königsberger Schloß?“ 5000 Gegenstände wurden bereits aus den verschollenen Kunstsammlungen, die das Schloß vor dem Krieg beherbergte, ausgegraben. Der 80 Meter lange Keller des Westflügels ist freigelegt – nun fehlt allein repräsentative Ausstellungsfläche. Zu diesem Zweck könnte das Kellerareal als überglastes Museum in den zu errichtenden Schloßbau eingefügt werden, so die derzeitigen Überlegungen. Die Gebietsregierung und sogar der Kreml unterstützen den Plan, den historisch bedeutsamen Bau zu rekonstruieren, meldet die Zeitung „Königsberger Express“.

> »Wer würde es wagen, etwas anderes zu errichten?«

Offizielle Beschlüsse, wie sie vom Bürgermeisteramt und der Gebietsregierung benötigt würden, liegen aber offenbar noch keine vor. Auch sei die Finanzierung noch offen, so Baschin gegenüber der „Komsomolskaja Prawda“. Dennoch: Die Stimmung bei Offiziellen wie Bevölkerung tendiert zum Wiederaufbau des Schlosses, sei es als Kulturzentrum, Museum oder als Teilrekonstruktion. Wladimir Putin habe zum Wiederaufbau bereits 50 Millionen US-Dollar zugesagt, so der „Königsberger Express“. Auch bei anderen Prominenten kämen Nachbaupläne gut an, so der „Königsberger Express“.

> Russische Hoteliers wollen investieren

Auch laufen derzeit Verhandlungen mit russischen Hotelkonzernen. So könnte der barocke Unfried-Bau des Schlosses als Hotel wieder errichtet werden. Erst Anfang Dezember hatten Arbeiter einen zwei Meter hohen Gang unter diesem Schloßteil freigelegt. Der gut erhaltene unterirdische Verbindungsweg stammt mutmaßlich aus dem 15. Jahrhundert und verband einst Schloß und Dom miteinander. Der Moskauer „Protera“-Konzern habe nun zu einer Kopie des Unfried-Baus eine 50 Millionen Dollar Investition zugesagt, so Baschin.

Inzwischen werden die Aufbaupläne für das Schloß – in welchem Umfang es auch immer realisiert werden mag – in Königsberg in die Pläne zur Belebung des Zentrums eingebunden. Nicht nur Baschin setzt sich für ein neues Geschäftszentrum im alten Stadtkern Königsbergs ein. Dazu gehört für ihn auch der Wiederaufbau des Kneiphofs. Erste Gebäude wurden dort bereits errichtet.

Von der Heimat gehen ist das Schwerste

Bericht über die Studienwoche des Ermländischen Landvolks im Münsterland

Von Lothar Baumgart

Nach privater Anreise bei herrlichem Wetter wurden die Teilnehmer in der Landvolkshochschule (LVHS) Freckenhorst vom Fachbereichsleiter Dipl. Ing. der Agrarwirtschaft und pädagogischen Mitarbeiter Josef Everwin begrüßt. Er stellte die Bildungsstätte, ihre vielseitigen Aufgaben und das umfangreiche Programm der nächsten Tage vor. Eine Führung durch die nahe Großgärtnerei Murrenhoff (26 774 Quadratmeter) bot eine fachlich fundierte Antwort auf alle Fragen der Teilnehmer zu Pflanzen und Blumen. Einigen Teilnehmern waren die LVHS, der Ort Freckenhorst und die Wanderwege noch sehr vertraut, da sie schon als junge Ermländer die Ostertage hier verbracht hatten. Das „Junge Ermland“ genießt seit über 50 Jahren die Gastfreundlichkeit der Landvolkshochschule, und seit dem Fall der Mauer kommt jährlich eine Gruppe junger Ermländer aus der Heimat hierher. Viele Freundschaften haben sich im Laufe der Zeit entwickelt und vertieft. So hat Rosemarie Krause vor Jahrzehnten in dem Junglandwirt Hans Griehl hier den Mann fürs Leben gefunden. Der Tag darauf begann für die Gruppe – wie an jedem Morgen – mit einer Andacht in der modernen Papst-Johannes-Hauskapelle. Einmal feierten alle mit dem Diözesanpräses des Katholischen Landvolkes Münster, Carsten W. Franken, die Heilige Messe. Seine Mutter ist Ermländerin.

Auf dem Weg zum Provinzial-Mutterhaus der Katharinenschwestern berichtete Präses Franken von seiner Arbeit in der LVHS und seinen Aufgaben für das Landvolk in der Diözese Münster. Im Katharinenkloster empfing Domkapitular Msgr. Dr. Lothar Schlegel, Visitator von Ermland, die Gruppe herzlich. Er feierte in Konzelebration mit Präses Franken mit den Teilnehmern in der Klosterkirche die Heilige Messe. In letzter Zeit fuhr Dr. Schlegel mehrmals ins Ermland, so zur Beerdigung von Prälat Magdziarz, zur Verabschiedung des Erzbischofs Dr. Edmund Piszcz und zur Einführung des neuen Erzbischofs Dr. Wojciech Ziemba. Den Nachmittag verbrachte die Gruppe auf dem landwirtschaftlichen ermländischen Familienbetrieb Hoenig in Ennigerloh / Sommersell, der in der dritten Generation Schweinehaltung und -zucht schwerpunktmäßig betreibt. Andreas Hoenig, Dipl. Ing. Landwirt, stellte den Betrieb vor: Ackerbau: 118 Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche, davon 18 Pachtfläche, Anbauverhältnisse: 35 Prozent Weizen, 22 Prozent Gerste, 35 Prozent Körnermais, acht Prozent still. Am nächsten Morgen führte Angelika Sturm nach Warendorf ins nordrhein-westfälische Landgestüt, das die bedeutendste Einrichtung für Tier- und Pferdezucht der Region ist.

Bei einem Rundgang durch die Kreisstadt Warendorf wurden die Teilnehmer am Rathaus auf eine eingelassene Metallplatte aufmerksam, auf der von der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel folgendes zu lesen war: „Von der Heimat gehen ist die schwerste Last, die Götter und Menschen beugt.“

Der gemütliche Abschlußabend fand auf dem Forellenhof von Helmut Korte in Sassenberg statt. Den letzten Morgen verbrachte die Gruppe auf den Spuren der Rinderhaltung und -zucht im Münsterland und war zu Gast im Familienbetrieb Manfred und Uschi Fockenbrock in Telgte. Denen, die zum Gelingen der Studienfahrt beigetragen haben, sei von den Teilnehmern herzlicher Dank gesagt. Das Ziel der nächsten Studienfahrt 2007 ist die Lüneburger Heide.



Die ostpreußische Familie

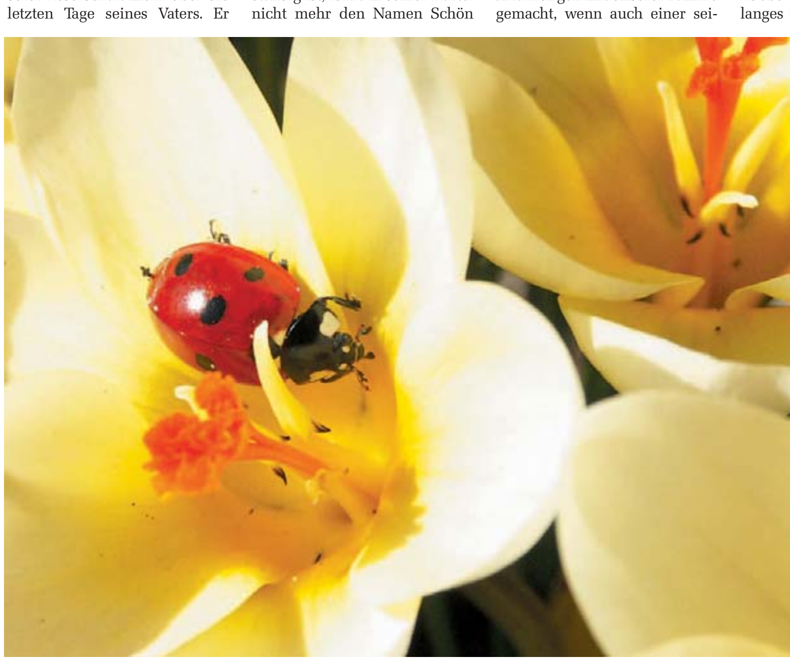
**Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,**
dieses ist nun unsere letzten Familien-Kolumne im alten Jahr, das für uns wieder ein recht erfolgreiches gewesen ist, denn wir haben viele Wünsche erfüllen, manche Begegnung mit alten und neuen Freunden bewirken, Erinnerungen wieder aufleben lassen können – und das nach mehr als 60 Jahren nach Flucht und Vertreibung. So manche Hoffnung, vielleicht zu früh geweckt, blieb leider unerfüllt, und das tut immer ein bißchen weh, auch uns, die wir nur Mittler sind. Und manches Päckchen nehmen wir mit in das neue Jahr, denn Fragen und Antworten richten sich nun einmal nicht nach dem Kalender. Obgleich wir schon einige Glükkbringer gebrauchen können, mit denen man zur Jahreswende beglückt wird. Vor allem, wenn sie nicht aus Pappe, Marzipan oder Schokolade sind, sondern quicklebendig wie die Marienkäfer, die gerade auf meinem Computer herumkrabbeln, während ich diese Zeilen schreibe. Es müssen wohl die warmen Dezembertage gewesen sein, die eine wahre Invasion bewirkt haben, denn in meinem Gartenzimmer krauchen und kriechen sie überall herum, die kleinen Siebenpunkte, die meine Mutter immer so zärtlich „Babuttvogelchen“ nannte oder auch nur kurz „Babuttke“. Ihr besonderes Interesse gilt dem Computer, wenn ich ihn einschalte, dauert es nicht lange, und der erste Marienkäfer hockt auf der Tastatur. Als hätte ich es gerufen: Während ich diese Zeilen schreibe, kommt gerade wieder ein Babuttchen angeschwirrt und landet auf meinem linken Zeigefinger! Was nicht gerade zur Konzentration beiträgt, aber ich betrachte meine kleinen „Mitarbeiter“ gerade jetzt zur Jahreswende als echten Glückskäfer, nicht nur für mich sondern, für unsere ganze große Ostpreußische Familie.

Auch wenn es nur ein kleines Quentchen Glück ist, das wir manchen Leserinnen und Lesern vermitteln konnten wie Frau Mößer, die eine Originalpostkarte vom alten Walterkehmen erhielt. Sie schreibt: „Sie glauben gar nicht, was Sie mir für eine Freude gemacht haben, zumal auf der Karte auch die Anhöhe zu sehen ist, auf welcher der Hof meiner Großeltern bzw. dann meiner Eltern stand. Es war wie ein kleines Wunder.“



Ruth Geede Foto: privat

Einen ausführlichen Brief erhielt ich von Herrn Karl-Heinz Riedasch, der nun endlich etwas über die letzten Tage seines seit März 1945 im Samland vermißten Vaters erfahren hatte. Zwar liegt seine Frage schon länger zurück – die Veröffentlichung erfolgte im April 2005 – , aber es ergaben sich im Laufe der Zeit so wertvolle und wichtige Informationen, daß Herr Riedasch nun ein umfangreiches Resümee zusammenstellen könnte, aus dem ich leider nur einige Auszüge entnehmen kann. Die wichtigste Mitteilung kam von einem Leser, der ihm die Anschrift eines Zeitzeugen der Kämpfe am Galtgarben vermittelte. Dieser konnte tatsächlich aufgrund des letzten Briefes seines Vaters sehr genaue Angaben machen, so daß die Einheit nun fest stand: Es war der Radfahrzug des IR 273. Präzise sind die Angaben über das Geschehen am 1. März 1945, als die Rückeroberung des Galtgarbens stattfinden sollte. Dem Radfahrzug gelang eine Umgehung, auf der dieser fast auf sich allein gestellt war. Der Bismarckturm konnte erobert werden. Aus Freude darüber bestiegen mehrere Soldaten den Turm, wohl auch, um eine geschützte Deckung beim nun einsetzenden Gegenangriff der Russen zu haben. Dies erwies sich als großer Irrtum. Der Turm und die Umgebung waren mit Sprengladungen versehen. Die Pioniere begannen diese auszubauen. Das Leuchtzeichen „Bismarckturm erreicht“ war für die Russen das Signal zur Fernzündung und zum Gegenangriff. Das Ergebnis bestand in der Vernichtung des erst siegreichen deutschen Gegners. Es konnten nur noch vier Kameraden von einem anderen Trupp der Division schwerverletzt geborgen werden. – Herr Riedasch hat im Sommer das Samland besucht und ist den Spuren nachgegangen, die zu dem Sterbeort seines Vaters führten. Viele Fragen, die er sich stellte, blieben offen: Wo ist er gefallen? Hat er schwer leiden müssen? Wo wurde er begraben? Die Antwort wird ihm niemand mehr geben können, aber immerhin weiß er nun dank unserer Leserschaft mehr über die letzten Tage seines Vaters. Er hatte alle in Frage kommenden Institutionen angeschrieben, hatte offene Ohren gefunden, aber die wichtigsten Informationen kamen von den noch lebenden Zeitzeugen. Und allen, die dabei geholfen haben – vor allem unsere Leserin Barbara Kleine aus Osnabrück, die Herrn Riedasch auf die Ostpreußische Familie hinwies – sagt er seinen herzlichen Dank.



Der milde Dezember hat auch seine positiven Seiten. So kann man zu dieser Jahreszeit Babuttchen bewundern. Gerade zum Jahreswechsel werden Marienkäfer gerne als Glücksbringer verschenkt. Foto: privat

Daß unsere Familie weit über den Namen, den sie trägt, ihre Kreise zieht, ist bekannt. Das konnte nun auch Herr Helmut Bargel feststellen, der nach der Familie Schön aus Schwiebus suchte, weil dieser Name auf einer Grabplatte stand, die als Fensterplatte verwendet worden war. „Ich hatte nicht an einen Erfolg geglaubt, aber gehofft, doch Reaktionen zu bekommen,“ schrieb Herr Bargel. Und die kamen auch durch Vermittlung unserer Leser. So konnte die Verbindung zu einem heute in Dänemark lebenden Herrn Schkerl hergestellt werden, der über den Familiennamen Schön in Schwiebus nachforscht. Leider konnte nicht festgestellt werden, ob seine „Schöns“ mit der Grabplatte in Verbindung zu bringen sind. Herr Siegfried Reimann in Düsseldorf, der für den Heimatkreis Schwiebus–Züllichau zuständig ist, führt in seiner Kartei nicht mehr den Namen Schön und gab deshalb Herrn Bargel den Rat, die Grabplatte dem Heimatmuseum in Schwiebus zu übergeben, in dem Zeugnisse aus deutscher Zeit gesammelt und ausgestellt werden. Das teilte Herr Bargel seinem jetzt in Schwiebus lebenden Schwager mit, der diesen Rat befolgen wird. Was Herrn Bargel erstaunt und mich erfreut, ist die Tatsache, wie lebhaft und interessiert unsere Leserinnen und Leser auf diese „außerostpreußische“ Frage reagierten. Vielen Dank allen, die sich bemüht haben!

Einen kurzen, herzlichen Gruß übersandte uns Herr Clemens Grimm vom Reiterhof Nöda, der die Züchter der schweren „Ermländer“ wieder beleben will. Er hat viel Resonanz erfahren – das ahnte ich schon – und wird zu einem späteren Zeitpunkt darüber berichten. Darauf freuen wir uns schon.

Das Vokabular, das die Eigenschaften unserer Ostpreußischen Familie umfaßt, hat sich um eine neue Bezeichnung bereichert: Unverzichtbar! Mit Ausrufungszeichen und fett gedruckt. So hat es uns jedenfalls unser Landsmann Burghard D. Lubbe in einem Schreiben übermittelt, das die Beweise für dieses neue Attribut enthält. Denn Herr Lubbe hat tatsächlich beste Erfahrungen mit unserer Familie gemacht, wenn auch einer seiner vielen Wünsche nicht erfüllt werden konnte: Die Klärung des Schicksals seiner Großeltern, die 1945 in Königsberg verblieben. Wahrscheinlich wird sich das nie klären lassen, wie das von so vielen Opfern, die das Inferno, in dem unser geliebtes Königsberg unterging, auf grausamste Weise forderte.

Was bleibt, ist aber viel, sehr viel sogar. Schon ehe Herr Lubbe die Zeitung, in der sein Wunsch erschien, aufgeschlagen hatte, kam der erste Anruf. Und so ging es munter weiter. Von mehreren Seiten wurde dem Enkel mitgeteilt, wo genau die Großeltern in Ponarth gewohnt hatten. Auch eine Korrektur gab es: Herr Lubbe hatte seinen Großvater zum Reichsbahninspektor befördert – er war aber Sekretär, auch das konnte ein Leser klären, so penibel kann unsere Familie sein! Eine weitere Information über die Familie Lubbe kam von einer Leserin aus Hamburg, die mit einer Tante von Burghard zur Schule gegangen war. Sie konnte ihm auch sagen, daß sein Onkel Helmut, Bruder seines Vaters Kurt Lubbe, seit Ende 1944 in Polen verschollen ist. Auch seinen Vater kannte sie und war sehr erfreut, von dem Sohn über den weiteren Lebenslauf von Kurt Lubbe zu erfahren. Es war ein langes Gespräch, aber es wurde an Dauer noch übertroffen von einem Telefonat, das Burghard Lubbe mit Frau von Kalben in Kanada führte: Es dauerte eine Stunde! Denn es stellte sich heraus, daß beide Königsberger Familien Nachbarn am Steindammer Wall gewesen waren und im Kolonialwarengeschäft von Ernst Sprengel gekauft hatten, dessen Sohn Gerd der Spielkamerad von Burghard gewesen war. Die größte Überraschung: Dieser Freund aus seiner Kinderzeit lebt, wie ihm von mehreren Seiten mitgeteilt wurde, und Herr Lubbe hat sofort einen langen Brief an ihn geschrieben.

Etwa eine Stunde „plachandert“ hat auch Herr Dietmar E. Spiwokz mit Herrn Lubbe, denn er kennt sich als geborener Ponarther dort so gut aus, daß er seine Erinnerungen in einem Büchlein zusammengefaßt hat, das er Herrn Lubbe – und auch mir – übersandte. Ein herzliches Dankeschön!

Aber das ist längst noch nicht alles, denn Burghard Lubbe bekam als ehemaliger „Sängerknabe“ auch Zuschriften von ehemaligen Mitgliedern der Spielschar des Reichssenders Königsberg und des Heinrich-Albert-Chors – na ja, ich kann schon verstehen, daß er sich „seeehr“ über das große Echo seiner gesammelten Suchwünsche gefreut hat.

Nun möchte ich unserer großen Ostpreußischen Familie, allen Helferselfern und Mitdenkern, ein frohes Neues Jahr wünschen, in der Hoffnung, daß meine lebenden Glücksbringer ihr Versprechen halten – im Augenblick turnen vier Babuttchen auf meinem Computer herum!

Ihre

Ruth Geede



ZUM 99. GEBURTSTAG

Meseck, Berta, aus Kreis Danzig, jetzt Schanzenstraße 56, 34130 Kassel, am 3. Januar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Danielzik, Gertrud, aus Klein Lasken, Kreis Lyck, jetzt Sophienstraße 27, 76133 Karlsruhe, am 6. Januar

Knorr, Anna, geb. Schmidt, aus Pr. Eylau, Mühlenweg 1, jetzt Breslauer Weg 14, 31275 Lehrte-Sievershausen, am 25. Dezember

Meschke, Meta, geb. Daguhn, aus Königsberg, jetzt Malchinger Straße 4, 25524 Itzehoe, am 5. Januar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Artschwager, Arthur, aus Sprosserweide, Kreis Elchniederung, jetzt Rienstraße 2, 27339 Felde, am 2. Januar

Ruth, Magda, geb. Stunkat, aus Trammen, Kreis Elchniederung, jetzt Goldammerweg 2, 40670 Meerbusch, am 5. Januar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Bagdowitz, Kurt, aus Kreis Pillkallen, jetzt Hahnendiek 9, 47906 Kempen, am 31. Dezember

Buhren, Anna, geb. Jogmin, aus Dannenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Lortzingstraße 11, 47226 Duisburg, am 7. Januar

Gronau, Elfriede, geb. Vogel, aus Großudertal, Kreis Wehlau, jetzt Manteuffelstraße 15, 12203 Berlin, am 6. Januar

Wittke, Helene, geb. Geschke, aus Ellerhaus bei Polennen, Kreis Samland, jetzt Albrecht-Thaer-Weg 22, 29574 Ebstorf, am 18. Dezember

ZUM 94. GEBURTSTAG

Brand, Hildegard, aus Lyck, jetzt Vor dem Brückentor 4, 37269 Eschwege, am 6. Januar

Frenzel, Herta, geb. Broschat, aus Klein Nuhr, Schön Nuhr, Kreis Wehlau, jetzt Grauheide 9, 24536 Neumünster, am 3. Januar

Wiese, Erna, geb. Rempel, aus Wehlau, Gartenstraße, jetzt Heckenweg 6, 73730 Esslingen, am 6. Januar

Wiludda, Helene, geb. Brandt, aus Alt Kriewen, Kreis Lyck, jetzt Tückinger Wald 3, 58135 Hagen, am 2. Januar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Dilba, Benno, aus Treuburg, Lötzener Straße 23, jetzt Graf-Adolf-Straße 73, 51065 Köln, am 6. Januar

Saruski, Emma, geb. Sbresny, aus Siegersfelde, Kreis Lyck, jetzt Grabenstraße 1, 59320 Ennigerloh, am 2. Januar

Sobottka, Heinz, aus Theerwisch, Kreis Ortelsburg, jetzt Tondernstraße 12, 26127 Oldenburg, am 3. Januar

Schwalm, Martha, geb. Janzowski, aus Waiselhöhe, Kreis Neidenburg, jetzt Ahornstraße 1, 39291 Friedensau, am 7. Januar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Althoff, Wilhelm, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Jahnstraße 14, 32602 Vlotho, am 6. Januar

Bratka, Charlotte, geb. Piepirs, aus Bischofsburg, Kasernenstraße 6, Kreis Rößel, jetzt Kastorstraße 14, 56068 Koblenz, am 1. Januar

Daum, Karla, aus Ortelsburg (Brauerei), jetzt Eitel-Fritz-Straße 13, 14129 Berlin, am 2. Januar

Kilian, Helene, geb. Kontorowitz, aus Soldau, Kreis Neidenburg, jetzt Sondernerstraße 3, Haus Veit, 57462 Olpe, am 1. Januar

Kleinewalter, Gerda, geb. Kullick, aus Lyck, jetzt An der Kanzlei 4, 24972 Steinbergkirche, am 3. Januar

Klimaschewski, Gustav, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Kirchberg 2, 06420 Dalena, am 1. Januar

Leffler, Else, geb. Matz, aus Hülsenhof, jetzt 96450 Coburg, am 3. Januar

Schetat, Hedwig, geb. Simon, aus Kreis Elchniederung, jetzt Juri-Gagarin-Ring 3 / 1006, 99084 Erfurt, am 2. Januar

Schlacht, Martha, geb. Bolz, aus Weinsdorf, Kreis Mohrungen, jetzt Schützenstraße 76, 42281 Wuppertal, am 2. Januar

Steinweg, Martha, geb. Kyek, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Schulstraße 37 A, 44289 Dortmund, am 2. Januar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Beschnidt, Lieselotte, geb. Trojan, aus Jürgenau, Kreis Lyck, jetzt Blumenauer Weg 46, 27578 Bremerhaven, am 5. Januar

Diesing, Emil, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Schützenstraße 4, 46119 Oberhausen, am 3. Januar

Jonas, Anna, geb. Goldack, aus Reinfeld, Kreis Lötzen, jetzt Holzmindener Straße 26 b, 12347 Berlin, am 6. Januar

Jung, Bringfriede, geb. Peglow, aus Lötzen, jetzt Bahnhofstraße 33 b, App. 512, 74864 Fahrenbach, am 5. Januar

Szodruch, Erwin, aus Moneten, Kreis Treuburg, jetzt Siedlerweg 18, 32120 Hiddenhausen, am 3. Januar

Thiede-Kleiber, Gabriele, geb. Tetzlaff, aus Lötzen, jetzt Lettengasse 5, 79379 Müllheim, am 2. Januar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Alzuhn, Erich, aus Hohenberge, Kreis Elchniederung, jetzt Seestraße 13, 23898 Kühsen, am 6. Januar

Herrmann, Elisabeth, geb. Blasko, aus Albrechtsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Feldstraße 18, 32108 Bad Salzuflen, am 4. Januar

Janowski, Antonie, aus Masuren, Kreis Treuburg, jetzt Reuterkoppel 17, 24223 Raisdorf, am 2. Januar

Kasparek, Ottilie-Eva, geb. Kosik, vw. Ukat, aus Neufließ, Kreis Ortelsburg und Rettkau, Kreis Neidenburg, jetzt Graudenzer Weg 3, 22049 Hamburg, am 4. Januar

Krisch, Gertrud, geb. Stadie, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, jetzt Bungers Hof 11, 30855 Langenhagen, am 3. Januar

Sujatta, Helene, aus Seebrücken, Kreis Lyck, jetzt Münsterweg 12, 59269 Beckum, am 1. Januar

Trautmann, Marta, geb. Kerwel, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Wacholderweg 14, 27412 Wilstedt, am 7. Januar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Borowy, Gertrud, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Sternstraße 37 a, 48145 Münster, am 6. Januar

Bury, Willi, aus Willenburg, Kreis Ortelsburg, jetzt Mozartstraße 2, 49201 Dissen, am 7. Januar

Epp, Gisela, geb. Liedtke, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Hirschberger Straße 1, 31135 Hildesheim, am 6. Januar

Gerhardt, Ernst, aus Nußdorf, Kreis Treuburg, jetzt Schwalbenstraße 18, 47877 Willich, am 7. Januar

Harrmann, Gertrud, geb. Funk, aus Pogauen, Kreis Königsberg, jetzt Finkenstraße 10, 49152 Bad Essen, am 6. Januar

Horn, Magdalene, geb. Jaekel, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Friederikenstraße 50, 26871 Papenburg, am 6. Januar

Hostetter, Traute, geb. Hoffmann, aus Quwilitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Röntgenstraße 20, 41536 Dormagen, am 2. Januar

Klebba, Lena, aus Arys, Gartenstraße 17, jetzt Theodor-Storm-Weg 2, 23684 Poenitz, am 8. Januar

Klingbeutel, Waltraud, geb. Ewert, aus Ackeln, Kreis Elchniederung, jetzt Johanniterweg 1, Johanniter-Stift, 41849 Wassenberg, am 7. Januar

Kossmann, Walter, aus Pilgramsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Ribbertstraße 13, 58091 Hagen, am 8. Januar

Koszanowski, Bruno, aus Lindenheim, Kreis Lyck, jetzt Dortmunder Straße 20, 90425 Nürnberg, am 6. Januar

Krautscheid, Herta, geb. Koprek, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Combahnstraße 16 A, 53225 Bonn, am 5. Januar

Lewitzki, Eva, aus Biothen, Adlig Popelken, Kreis Wehlau, jetzt Rheinstraße 5, 79713 Bad Säckingen, am 3. Januar

Loeper, Alfred, aus Schneiderende, Kreis Elchniederung, jetzt Kleinfeld 10, 79774 Albbruck, am 2. Januar

Markert, Irmgard, geb. Barzick, aus Seedorf, Kreis Lyck, jetzt Chemnitzer Straße 23a, 09271 Burgstädt, am 5. Januar

Markowski, Edith, aus Friedensdorf, Kreis Treuburg, jetzt Schloßstraße 18, 55234 Framersheim, am 7. Januar

Masuch, Käthe, geb. Lomoth, aus Erben, Kreis Ortelsburg, jetzt Moltkestraße 30, 23909 Ratzeburg, am 6. Januar

Matzkeit, Gerda, aus Plagbuden, Kreis Gerdauen, jetzt Paul-Gerhardt-Straße 3, 23879 Mölln, am 6. Januar

Naguschewski, Willi, aus Ortelsburg, jetzt Carl-Heydemann-Ring 115, 18439 Stralsund, am 1. Januar

Plath, Anni, geb. König, aus Moterau, Kreis Wehlau, jetzt Glojenbarg 20, 22848 Norderstedt, am 5. Januar

Rogowski, Erna, geb. Joswig, aus Ehrenwalde, Kreis Lyck, jetzt App. 509, Drostestraße 22a, 30161 Hannover, am 7. Januar

Rudat, Ursula, geb. Gillo, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Kölner Tor 8, 40629 Düsseldorf, am 5. Januar

Stach, Anna, geb. Brosch, aus Schuttschenofen, Kreis Neidenburg, jetzt Auf der Bolde 16, 31840 Hess. Oldendorf, am 1. Januar

Stein, Werner, aus Königsberg, jetzt Welfenallee 19, 29225 Celle, am 6. Januar

Thimm, Hildegard, geb. Waaga, aus Neufelde, Kreis Elchniederung, jetzt Bgm.-Dieckmann-Straße 33, 26789 Leer, am 7. Januar

Völkel, Herta, aus Finsterdamerau, Kreis Ortelsburg, jetzt Laßlebenstrasse 1, 92224 Amberg, am 2. Januar

Wiegmann, Hildegard, geb. Szesny, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, jetzt Ostpreußenweg 1, 27308 Kirchlinteln, am 4. Januar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bednarski, Irmgard, aus Neidenburg, jetzt Wildmecke 10, 58509 Lüdenscheid, am 6. Januar

Bury, Robert, aus Rodefeld, Kreis Ortelsburg, jetzt Lindenweg 3, 49565 Bramsche, am 2. Januar

Cordes, Martha, geb. Klecz, aus Moithienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Heuberg 7, 21698 Bargstedt, am 7. Januar

Cziep, Ursula, geb. Reisgies, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Nördlinger Straße 117, 86343 Königsbrunn, am 6. Januar

Damitz, Erika, geb. Denda, aus Eschenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Hofstraße 3, 40723 Hilden, am 3. Januar

Dubberstein, Hildegard, geb. Schetzko, aus Deumenrode, Kreis Lyck, jetzt Weichselstraße 7, 32427 Minden, am 4. Januar

Dunkel, Ernst, aus Weißensee, Grünwalde, Kreis Wehlau, jetzt Mooslethstraße 5, 89343 Jettingen-Schappach, am 2. Januar

Fink, Bruno, aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Schubertstraße 28, 78054 Villingen-Schwenningen, am 1. Januar

Gollnow, Eleonore, geb. Machnik, aus Petersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Schützenweg 19, 27283 Verden, am 3. Januar

Jodeit, Rolf (Rudi), aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Alfred-Hesse-Weg 31, 34346 Hann. Münden, am 2. Januar

Kimmer, Kurt, aus Parnehnen, Kreis Wehlau, jetzt Wäschlacker Weg 26, 40231 Düsseldorf, am 1. Januar

Laudien, Fritz, aus Neidenburg, Ndg. Hdbg. Str. 44, jetzt Wendenstraße 28, 18273 Güstrow, am 6. Januar

Leferink, Herta, geb. Mann, aus Jägersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt 6524 Ebersburg Lane, Dublin, CA 94568, am 5. Januar

Mantz, Elfriede, geb. Stodollik, aus Krassau, Kreis Lyck, jetzt Ruiter Straße 20 / I., 73760 Ostfildern, am 2. Januar

Murawski, Arnold, aus Lyck, Litzmann Straße 9, jetzt Riehenstraße 105, 79594 Inzlingen, am 2. Januar

Orlowski, Helmut G., aus Langsee, Kreis Lyck, jetzt Damaschkestraße 15, 33102 Paderborn, am 8. Januar

Paronet, Ilse, geb. Reimann, aus Treuburg, jetzt Eythstraße 52, 40235 Düsseldorf, am 1. Januar

Perlowski, Reinhold, aus Lyck, Steinstraße 37, jetzt Holzhäuserweg 76, 21217 Seevetal, am 3. Januar

Problesch, Walter, aus Wilhelmsbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Bärstämmweg 36, 18273 Güstrow, am 2. Januar

Rottmann, Liesbeth, geb. Wolff, aus Satticken, Kreis Treuburg, jetzt Franz-Gschrei-Straße 1, 77955 Ettenheim, am 5. Januar

Schlieben, Ulrich, aus Ortelsburg, jetzt Niederstraße 13, 47877 Willlich, am 3. Januar

Schuler, Emmi, geb. Bahr, aus Germau, jetzt Johann-Sebastian-Bach-Straße 27, 78647 Trossingen, am 8. Januar

Spengler, Gerda, geb. Westphal, aus Rautersdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Körnerstraße 8, 45470 Mühlheim / Ruhr, am 1. Januar

Steindel, Christel, geb. Wichmann, aus Wilkendorf, Kreis Wehlau, jetzt Distelkamp 8, 51371 Leverkusen, am 3. Januar

Thiemig, Elfriede, geb. Bartkus, aus Schlichtingen, Kreis Elchniederung, jetzt Veilchenstraße 50, 30853 Langenhagen, am 6. Januar

Thierbach, Claus, aus Ziegelberg, Kreis Elchniederung, jetzt Lilienweg 3, 49525 Lengerich, am 3. Januar

Torkler, Karl-Heinz, aus Kobilinnen, Kreis Lyck, jetzt OT Hakendorf, Hauptstraße 10, 23883 Klein Zecher, am 4. Januar

Walldorf, Herta, geb. Osygus, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Samlandstraße 3, 28777 Bremen, am 3. Januar

Waschelowski, Günther, aus Heinrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt A. d. Mühlenberg 32, 50389 Wesseling, am 3. Januar

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Skollek, Günter, aus Skomanten, Kreis Lyck, und Frau Grete, geb. Zittlau, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Karlstraße 27, 78166 Donaueschingen, am 25. Dezember

Immer im Dienst für die Sache

Die Gruppe Wiesbaden konnte »60 stolze Jahre« feierlich begehen

Von EBERHARD TRAUM

Einen Geburtstag der besonderen Art feierte die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen in Wiesbaden. Unter dem Motto „60 stolze Jahre" feiert auch das Land Hessen seinen Ehrentag. Am 23. Mai 1946 wurde die Landsmannschaft ins Leben gerufen. Wiesbaden war eine der ersten organisierten Landsmannschaften in Deutschland und so konnte der Vorsitzende Dieter Schetat auf eine ganze Reihe von Großereignissen verweisen, die sich in den letzten Jahren ereigneten.

Schirmherr der Veranstaltung war der Wiesbadener Oberbürgermeister Hildebrand Diehl. Im Haus der Heimat gab es keinen freien Platz mehr, alle wollten dabei sein.

Dieter Schetat begrüßte in seiner Ansprache Gäste aus der Politik und der Wirtschaft, darunter die Mitglieder des Hessischen Landtags, Horst Klee und Armin Klein, der auch Ostpreuße und Mitglied der Landsmannschaft ist. Den Bürgermeister Dr. Helmut Müller, den stellvertretenden Stadtverordneten Wolfgang Nickel und nicht zuletzt den Vorsitzenden der CDU-Fraktion im Hessischen Landtag, Dr. Christean Wagner, der die Festansprache hielt.

Schetat erklärte nicht ohne Stolz, daß die kulturelle und heimatpolitische Arbeit vor sechs Jahrzehnten begann. Im Nachhinein sei es als Glücksfall zu betrachten, daß bereits zu jener Zeit ein Treffen organisiert werden konnte. „Trotz Ausbombung, Flucht und Besitzverlust, konnten wir uns glücklich schätzen, am Leben geblieben zu sein und von vorn beginnen zu dürfen", so der Vorsitzende. Er dankte der Stadt Wiesbaden, daß alle Flüchtlinge hier eine Heimat gefunden haben. Auch die etwa 50 000, die bis 1950 gekommen waren.

Wagner, selbst Königsberger, betonte in seiner Rede, daß er seinen Sohn als erster Westdeutscher im Dom in Königsberg hat taufen lassen. „Wir wollen nicht nur erinnern, sondern auch nach vorn schauen", sagte Wagner und traf damit den Wunsch und den Nerv der Mitglieder. Ebenfalls plädierte er für ein Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin, das für die Deutschen nur legitim sei. Er empfindet kein Verständnis dafür, daß die „polnischen Zwillinge" dies verbieten wollte.

Aber er wünsche sich, so Wagner, „daß alle Nationalitäten mit eingebunden und bedacht werden. Recht und Unrecht müsse dabei genauestens erklärt werden."

„Man darf heute sagen, ohne gleich ein Reaktionär zu sein, daß man stolz auf Preußen ist. Von der Landesregierung wird das Erinnern und die Arbeit der Vertriebenen weiter unterstützt", schloß Wagner seinen mit viel Beifall bedachten Vortrag.

Als besonderes Geschenk überreichte Dieter Schetat das Königsberger Schloß aus 1000 Gramm Marzipan. Hergestellt vom ehemals in Königsberg ansässigen Marzipanhersteller Gelhaar, der nach dem Krieg in Wiesbaden ebenfalls eine Heimat fand und seitdem ein Café mit Marzipanherstellung betreibt.

Ein Baudenkmal zum Anbeißen – Dr. Christean Wagner bekam eine besondere Köstlichkeit überreicht. Foto: E. T.

Viele Redner reihten sich in die Glückwünsche an die Landsmannschaft ein, die mit ihrem 60-jährigen Bestehen zu einer lokalen Institution geworden und aus dem kulturellen Leben der Stadt Wiesbaden nicht wegzudenken ist. So sprach der Landesvorsitzende des BdV, Alfred Herold aus, was viele bestätigen konnten: „Wir sind in Lumpen gekommen, aber wir waren keine Lumpen und sind auch nie solche geworden !"

Der Verein hat im Moment etwa 250 Mitglieder und leistet sich seit rund 50 Jahren auch einen Damenchor, der mit seinen etwa 20 Mitgliedern bei allen wichtigen Anlässen den musikalischen Rahmen bildet. So auch zum 60. Geburtstag.

Schetat erwähnte in seiner Rede auch, daß es nicht gelungen ist, junge Leute, für das Anliegen der Landsmannschaft und deren Arbeit, im gewünschten Maße zu finden. „Trotz allem stellen wir fest, daß in den letzten Jahren das Interesse an den Wurzeln der Vorfahren zunimmt. Entscheidend mag sein, daß es wieder möglich ist, mit organisierten Reisen die alte Heimat zu besuchen", schloß Schetat.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 31. Dezember, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Montag, 1. Januar, 20.10 Uhr, N-TV: National Geographic – Hitlers Raketentunnel.

Mittwoch, 3. Januar, 21.45 Uhr, ARD: Heimkehr im Sarg – Familien, die um Bundeswehrsoldaten trauern.

Mittwoch, 3. Januar, 22.05 Uhr, N24: Die Farbe des Krieges: D-Day – Der längste Tag.

Donnerstag, 4. Januar, 22.25 Uhr, WDR: So weit die Füße tragen (1/2).

Freitag, 5. Januar, 20.15 Uhr, WDR: Der Untergang (1/2).

Freitag, 5. Januar, 22.45 Uhr, WDR: So weit die Füße tragen (2/2).

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ALLENSTEIN LAND

Kreisvertreter: Leo Michalski, Adolf-Westen-Straße 12, 42855 Remscheid, Telefon und Fax (0 21 91) 2 45 50. Geschäftsstelle: Gemeindeverwaltung Hagen a. T. W., Postfach 12 09, 49170 Hagen a. T. W., Telefon (0 54 01) 97 70

Heimatjahrbuch – Der Schriftleiter des Heimatjahrbuches gibt bekannt: Aus betriebsinternen Gründen kommt die nächste Ausgabe, die Folge Nr. 37 / 2006 erst Ende Dezember / Anfang Januar zum Versand. Er bittet um Geduld und Nachsicht.



ANGERAPP (DARKEHMEN)

Kreisvertreterin: Edeltraut Mai, Weißdornweg 8, 22926 Ahrensburg, Telefon (0 41 02) 82 33 00, Internet: www.angerapp.de

Kirchspiel Kleinlautersee – macht vom 25. März bis 1. April 2007 einen gemeinsamen Urlaub in Kühlungsborn an der Ostsee. Alle Landsleute auch aus anderen Kirchspielen, sowie Verwandte und Bekannte sind herzlich eingeladen. Preis pro Person im Apartment, bei Zweierbelegung mit HP, 210 Euro. Auskunft erteilt Lothar Kapteinat, Telefon (0 51 93) 97 25 14. Anmeldung bis zum 8. Januar 2007.



LABIAU

Kreisvertreterin: Brigitte Stramm, Hoper Str. 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Tel. (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 53) 7 01. Geschäftsstelle: Hildegard Knutti, Telefon (04 81) 6 24 85, Lessingstraße 51, 25746 Heide, info@strammverlag.de, Internet: www.labiau.de

Wanderausstellung „Landwirtschaft in Not 1927 – 1932“ – Nachdem unser Lm. Gerhard Fischer aus Rostock in den letzten Jahren vielerorts mit unterschiedlichen Tafelausstellungen zur ostpreußischen Landwirtschafts- und Agrargeschichte aufgetreten ist, hat er die Wanderausstellung „Arzt und Landwirt“ (2004) und „Landwirte im Widerstand 1933 – 1945“ (2005) einem breiten Publikumskreis zugänglich gemacht. Nunmehr hat Diplom-Landwirt Fischer am 26. Oktober 2006 im Rahmen eines gut besuchten Kolloquiums im Thünen-Museum Tellow (M-V) seine nächste 30 Tafeln umfassende Ausstellung „Landwirtschaft in Not 1927 – 1932“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Diese Präsentation bringt durch Text, Tabellen sowie Porträts und Kurzbiographien das Aufbegehren der deutschen Landwirtschaft in den Jahren 1927 bis 1932 einprägsam zum Ausdruck. In vier Themenkomplexen behandelt der Autor die Not – aber auch den Kampf der deutschen Bauern. Einen nicht zu unterschätzenden Raum nimmt in dieser Ausstellung Ostpreußen ein. Die Osthilfe / Ostpreußenhilfe für die Landwirtschaft werden erläutert. Als aktiv handelnde Persönlichkeiten im politischen Aufbegehren in Ostpreußen werden mit Porträt und Kurzbiographie dargestellt: Valentin Moldenhauer, Kaimen, Kreis Labiau; Dr. Dr. hc. mult. Ernst Brandes Agrarpolitiker und Musterlandwirt, Althof, Kreis Insterburg (in der Vergangenheit zu wenig genannt); der bedeutende Siedlungspolitiker Freiherr Wilhelm v. Gayl, Königsberg. Die Führer der Landvolkbewegung, die in Ostpreußen Bauernnotbewegung genannt wurde, wie Friedrich Doepner, Samelucken, Kreis Schloßberg, Max Haedge-Medicus, Peitschendorfswerder, Kreis Sensburg und der Musterlandwirt Hans Zerrath, Jäger-Tactau, Kreis Labiau, haben in der Dokumentation ehrende Plätze erhalten. Gestützt wird die Wanderausstellung durch ein 100-seitiges gleichlautendes Begleitbuch, welches im Vorwort die Unterschriften von Dr. Till Backhaus, Minister für Landwirtschaft und Umwelt (M-V), Rainer Tietböhl, Präsident des Bauernverbandes (M-V) und Prof. Dr. Fritz Tack, Landtagsabgeordneter und Rostocker Universitätsprofessor tragen. Die Wanderung der Ausstellung begann im Thünen-Museum Tellow, wird gezeigt in mehreren Landwirtschaftsämtern, im Ministerium für Landwirtschaft und Umwelt Schwerin sowie im Agrarhistorischen Museum Alt-Schwerin, Müritzkreis.

Die Dezember-Ausgabe unseres Heimatbriefes „von Tohus“ wurde ausgeliefert. Wer sein Heft vermißt, möchte bitte die Kreisvertreterin anrufen.

Das Reiseprogramm für 2007 kann gerne angefordert werden – Nachfolgend die Termine: Reise 1: 28. April bis 7. Mai 2007 / 10 Tage Aufenthalt in der Hotelanlage „Forsthaus“ Groß Baum. Reise 2: 16. bis 25. Juni 2007 Nordostpreußen, Posen, Gnesen, Thorn / 10 Tage. Reise 3: Bus / Schiffsreise 12 Tage Baltikum und Nordostpreußen 19. – 30. Juli 2007. Bitte bei Interesse Reisebeschreibungen bei der Kreisvertreterin anfordern. Allen Landsleuten einen guten Rutsch und viel Gesundheit und Glück für das Neue Jahr.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer“, Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

Die Sensburger Deutsche Gesellschaft feierte 15jähriges Bestehen – Zu einem Jubiläumsfest hatte die Sensburger Deutsche Gesellschaft „Bärentatze“ eingeladen, um ihr 15jähriges Bestehen festlich zu begehen. 130 Gäste konnte die Vorsitzende Berta Cwiek begrüßen, die Ehrengäste, an ihrer Spitze die Bürgermeisterin der Stadt Sensburg (Mragowo) Otolia Siemieniec, die Vizemarschallin des Verwaltungsgebietes Ermland-Masuren Bozena Wrzeszcz-Zwada, den Direktor der Sozialhilfe Julian Osiecki, den Vorsitzenden des Dachverbandes der deutschen Gesellschaften in Ostpreußen Heinrich Hoch, Ehrenmitglied Dr. Alfred Czesla sowie die zahlreich erschienenen Mitglieder der „Bärentatze“. In ihrer Ansprache hielt Berta Cwiek Rückschau auf die Entwicklung der Deutschen Gesellschaft in Sensburg, die heute ein reges und lebendiges Vereinsleben verzeichnen kann, und dankte den Männern, die vor 15 Jahren den Mut aufgebracht hatten, die „Bärentatze“ ins Leben zu rufen. In den Ansprachen der Bürgermeisterin und der stellvertretenden Marschallin stand die Bedeutung des Miteinanders von Deutschen und Polen im Mittelpunkt. Daß es dieses Miteinander bei der „Bärentatze“ gibt, betonte Berta Cwiek ausdrücklich. Sie sprach von der guten Zusammenarbeit mit den polnischen Behörden und sagte unter anderem, sie denke, daß man sich gegenseitig brauche und wünschte allen für die Zukunft eine gute Zusammenarbeit und viel Verständnis füreinander. So baut man Brücken in einem geeinten Europa.“ Viel Wert habe man immer auf den Erhalt der deutschen Kul-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 18

Kulturpolitik ist mangelhaft

Alljährliche Mitgliederversammlung des Fördererkreis

Zu seiner alljährlich stattfindenden Mitgliederversammlung traf sich unter Vorsitz von Dr. Barbara Loeffke der Fördererkreis Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke-Gedächtnisvereinigung e. V. im Brösehaus der Carl-Schirren-Gesellschaft in Lüneburg.

Wie wird es mit dem Ostpreußischen Landesmuseum weitergehen? Diese Frage stand im Mittelpunkt der Diskussion der Jahresversammlung. Für den aus dem Museum ausgeschiedenen Dr. Kabus konnte zwar noch kein Nachfolger eingestellt werden, aber vom Ostpreußischen Landesmuseum werden dennoch zahlreiche Aktivitäten und Veranstaltungen, die ein gutes Echo finden, durchgeführt.

Positiv bewerteten die Mitglieder den Ankauf des benachbarten Grundstücks der Kronenbrauerei mit drei denkmalgeschützten Gebäuden, dem Brauereimuseum und dem Trinkgefäßmuseum durch den Verein Ostpreußisches Jagd- und Landesmuseum. Durch die Grundstückserweiterung ist ein unmittelbarer Zugang zu dem Kernbereich der Lüneburger Innenstadt geschaffen worden, sodaß das Museum von den Touristenströmen durch die Innenstadt profitieren wird.

Mit Bedauern mußte erneut festgestellt werden, daß die Kulturpolitik für die Oder-Neiße-Gebiete seit der Übernahme der Re-

Keine Angst vor der Zukunft

gierungsverantwortung durch die Große Koalition sich bisher nicht geändert hat. Der Ankauf des leer stehenden Gebäudes der benachbarten Landeszentralbank, der durch den Bund und das Land Niedersachsen erfolgen müßte, wird hinausgezögert. Und – weder der Ministerpräsident Wulff, noch sein zuständiger Minister haben bisher dem Ostpreußischen Landesmuseum einen Besuch abgestattet.

Mit Sorge wird an die Zukunft der in den Heimatstuben der landsmannschaftlichen Gruppen verwahrten Kulturgüter gedacht. Was hier von den Vertriebenen zusammengetragen und gesammelt worden ist, darf nicht bei Auflösung in alle Winde zerstreut werden. Aufbewahrungsort muß, darin waren sich die Versammlungsteilnehmer einig, in erster Linie das Ostpreußische Museum sein.

Im Rückblick auf das abgelaufene Jahr wurde noch einmal des 100sten Geburtstages des Gründers des Ostpreußischen Jagdmuseums, Forstmeister Hans-Ludwig Loeffke und der Gedenkveranstaltung mit dem Vortrag von Ehrhardt Bödecker, Gründer und Gestalter des Brandenburg-Preußen Museums in Wustrau, gedacht. Abgerundet wurde die Mitgliederversammlung durch einen interessanten Reisebericht durch Schlesien von Klaus Hoffmann. *BL*

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@gmx.de

Bundestreffen – Die BdV-Nachwuchsorganisationen veranstalten 2007 ein Bundestreffen im Ostheim, Bad Pyrmont, vom 20. bis 22. April. Anmeldungen an E-Mail: bjo@ostpreussen-info.de



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

Lahr – Donnerstag, 4. Januar, 19 Uhr, Stammtisch der Gruppe in der „Krone“ in Dinglingen. Bitte Spenden für die Tombola mitbringen. – Sonnabend, 6. Januar, 11.15 Uhr, Neujahrsumtrunk der BdV-Gruppe in der „Krone“, Dinglinger Hauptstraße 4.

Schwenningen – Donnerstag, 4. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Senioren im Restaurant Thessaloniki. Es gibt einen Diavortrag.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Kitzingen – Freitag, 12. Januar, 14.30 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Ehrungen im „Deutschen Kaiser“, Kitzingen.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren. Geschäftsführung: Telefon (0 30) 2 16 43 38, Großgörschenstraße 38, 10827 Berlin

FRAUENGRUPPE

Frauengruppe der LO – Mittwoch, 10. Januar, 13.30 Uhr, „Die Wille“, Wilhelmstraße 115, 10953 Berlin. Rechenschafts- und Kassenbericht. Gedichte und kurze Geschichten. Anfragen: M. Becker, Telefon 7 71 23 54.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonnabend, 30. Dezember, 14 Uhr, Haus der Heimat, Teilfeld 1 (U-Bahnstation Stadthausbrücke), Brauchtumsstunde des Landesverbandes der vertriebenen Deutschen in Hamburg. Die Landsmannschaften stellen ihre verschiedenen Bräuche zum Jahresende und Jahresbeginn vor.

HEIMATKREISGRUPPEN

Insterburg – Jeden 1. Mittwoch im Monat trifft sich die Gruppe um 14 Uhr, im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123, 22459 Hamburg. Nähere Informationen bei Manfred Samel, Telefon und Fax (0 40) 58 75 85

Sensburg – Sonntag, 21. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum gemütlichen Beisammensein im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 2. Januar, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 26. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Sozialenzentrum, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Heimatfilmer Klaus Loleit zeigt Ostpreußenvideos. Gäste sind herzlich willkommen.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Wiesbaden – Dienstag, 9. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Wappensaal, Friedrichstraße 35.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20.

Delmenhorst – Die diesjährige Kulturveranstaltung stand ganz im Zeichen eines Diafilms über Schlesien. Der Vorsitzende Ernst Voigt begrüßte alle anwesenden Landsleute und den Referenten Gerhard Taube. Dieser zeigte einen Diafilm über Schlesien. So konnte er viel Aufschlußreiches über die Landschaft und Gebirge erzählen und zeigen. Durch viele Kriege und einer wechselvollen Geschichte wurde in Schlesien vieles zerstört und wertvolle Kunstschätze geraubt. Die Hauptstadt Schlesiens ist Breslau. Sehr bekannt durch die „Jahrhunderthalle“. In Oberschlesien befanden sich große Kohle-Bergwerke. Das Riesengebirge gilt als landschaftlich sehr wertvoll, dessen höchster Berg ist die Schneekoppe mit einer Höhe von 1602 Metern. Dort wohnt auch der Berggeist Rübezahl, von dem in vielen Märchen und Sagen berichtet wird. Viele Dörfer und kleine Städte liegen um dieses Gebirge, wie zum Beispiel Hirschberg, Schmiedeberg oder Landeshut. Schätze wie Kohle und Erz barg das Land, selbst Gold, Silber und Edelsteine fand man in den Bergen. Riesige Wälder und Gebirgszüge, Seen und Wasserfälle, das ist Rübezahls Reich. In der Stadt Krummhübel befindet sich eine sehenswerte Holzkirche – die Kirche Wang. Eine Holzkirche aus dem 12. / 13. Jahrhundert, die ursprünglich am See Wang in Norwegen stand, wurde Anfang des 19. Jahrhundert von der Gemeinde zum Kauf angeboten. Sie wurde von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen erworben und nach Berlin gebracht. Später wurde sie der Kirchengemeinde Brückenberg geschenkt. Viele Industriezweige wie Weberei, Textilherstellung und Holzverarbeitung waren in Schlesien zu finden. Auch in Waldenburg waren noch Kohlebergwerke zu finden. In der näheren Umgebung befanden sich herrliche Kurorte für die Bergleute. Von denen ist heute nichts mehr zu finden. Dennoch ist eine Urlaubsreise in dieses Land empfehlenswert.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Donnerstag, 4. Januar, 15 Uhr, Gesprächskreis der Königsberger und Freunde der ostpreußischen Hauptstadt in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Montag, 8. Januar, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock. – Donnerstag, 11. Januar, 15 Uhr, „Ostpreußisch Platt“ in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Ludwigshafen – Freitag, 5. Janu-

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

ar, 16 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Arbeiter-Wohlfahrt, Forsterstraße, Ludwigshafen-Gartenstadt. Sektempfang zum Neuen Jahr.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Landesgruppe – Zur Jahres-Abschlußversammlung erschienen alle Kreisvorsitzenden aus Sachsen. Der Landesvorsitzende Kühnappel bedankte sich bei allen für die geleistete Arbeit. Er zog Bilanz und erläuterte, welche neuen Aufgaben für das kommende Jahr anstehen. Er berichtete über die OLV in Bad Pyrmont und zog Schlußfolgerungen für die künftige Arbeit. Als besonderer Dank für seine Arbeit bekam er eine wertvolle Handarbeit (hergestellt von Frau Gläser) überreicht. Zur kulturellen Umrahmung trugen alle Beteiligten bei und es entstand ein harmonisches Miteinander. – Zum Basteln trafen sich die Mitglieder in der Heimatstube „Agnes“. Frau Gläser gab dazu sehr gute Anleitung und hatte das Material bereitgestellt. In einer Gedenkminute gedachte man der Leiterin der Frauengruppe Chemnitz, Ruth Baumgart, die im Oktober verstarb. – Die Kulturbeauftragte der Landesgruppe, Hannelore Kedzierski, bemüht sich immer wieder, den Kontakt zur jungen Generation zu verbessern. Deshalb wurden in der Mittelschule Chemnitz Zeitzeugenberichte zum Zweiten Weltkrieg abgehalten. Die Vorsitzende der Gruppe Chemnitz, Gertrud Altermann, berichtete über ihr persönliches Erleben von Flucht und Vertreibung. Sie stellte unter anderem ihr Buch vor, welches dieses Thema behandelt. Sie schilderte, wie schwierig der Neuanfang in Chemnitz war. Der Geschichtslehrer Herr Dietrich und die Kinder der 10. Klasse hörten aufmerksam zu. Kurt Weihe (Vorsitzender Limbach) übernahm die darauf folgenden zwei Unterrichtsstunden an den nächsten Tagen. Sein Bericht über Flucht und Vertreibung wurde von der Geschichtslehrerin und den Schülern interessiert aufgenommen. An Hand einer Europakarte und einer Ostpreußenkarte zeigte er den beschwerlichen Weg der Flucht. Wie seine Mutter mit sechs Kindern unter Strapazen unterwegs war und der schwere Neuanfang in Sachsen. Er legte den Kindern nah, in Zukunft immer für ein friedliches Miteinander einzutreten und Gewalt zu verachten. Die Schüler wurden direkt angesprochen, sich die schwierigen Situationen vorzustellen. Es wurden anschließend viele Fragen gestellt. Frau Kedzieski bedankte sich für den Bericht und die Disziplin der Schüler. Diese werden in Kürze der Heimatstube einen Besuch abstatten, um sich noch mehr mit dem Thema Vertreibung zu befassen.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Landesgruppe – Südafrika war Ziel der Reise. Nach Begrüßung durch eine deutschsprachige Reisebegleitung startete die 16tägige Reise umgehend mit einer Stadtrundfahrt durch die südlichste Stadt Afrikas. Gleich zu Beginn wurden die Gegensätze dieses Landes sichtbar. Auf der einen Seite das langgestreckte „Township“ Kapstadts, wo die schwarze Bevölkerung in elenden Hütten wohnt und lebt. Ein paar Kilometer weiter die pulsierende Stadt mit ihren Hochhäusern, Parlamentsgebäuden und einer imposanten Hafenregion. Durch die einzigartige Lage, umgeben vom kalten Atlantik und mildem Indischen Ozean, schlägt das Wetter dort schnell um. So wurde bei klarer Sicht die nächstbeste Gelegenheit genutzt, auf den Tafelberg zu fahren und die einmalige Aussicht auf das Panorama von Kapstadt zu genießen. Bei weiteren Führungen waren die Freundlichkeit der Bewohner, die Sauberkeit der Stadt und die günstigen Einkaufs- und Restaurantpreise ein nachhaltiger Eindruck. Bei Fahrten in die Umgebung Kapstadts konnte man die erste Siedlung der Buren besuchen und fühlte sich in den Kleinstädten Franschhoek und Paarl an die Pioniergeist der Hugenotten und Calvinisten erinnert. Der zweite Abschnitt der Reise beinhaltete die Busfahrt mit täglich wechselnden Quartieren. Die Schönheit dieser Landschaft mit ihren großen Tälern von Plantagen und Viehhaltung in Abwechslung mit bis an die Küste reichenden Gebirgsmassiven war für alle einmalig. Die Besichtigung einer Straußenfarm, Naturparks und anderer Sehenswürdigkeiten rundeten das Bild ab. Nach Durchquerung des Königreichs Swaziland erreichte die Reisegruppe am zwölften Tag den „Krüger-Nationalpark“. Nach den Annehmlichkeiten der Busrundreise hieß es nun, in spartanischen Bungalows die nächsten drei Nächte verbringen. Die „Entschädigung“ war jedoch überaus reichhaltig. Auf drei Safari-Ausflügen konnten die sogenannten „Big Five“ („Großen Fünf“ – Elefant, Büffel, Nashorn, Löwe und Leopard) auf wenige Meter Abstand – bis auf den Leoparden – beobachtet werden. Die letzten beiden Tage waren nach einer Querung des Drakensgebirges und Besichtigung der drittgrößten Schlucht der Welt („Blyde Canyon“) den Städten Pretoria und Johannesburg vorbehalten.

Fehmarn – Mittwoch, 9. Januar, Treffen der Gruppe im „Haus am Stadtpark“. Diavortrag von Rudolf Wien: „Eine Dia-Fahrt ins Blaue“.

Neumünster – Mittwoch, 10. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Restaurant am Kantplatz. Erhard Kawlath zeigt Ostpreußen- und Urlaubsdias.

Keine Advents- und Weihnachtsberichte

Alle Jahre wieder kommen unsere Leser überall in Stadt und Land zusammen, um die adventliche und vorweihnachtliche Zeit festlich zu begehen.
Bei den vielen Berichten, die uns über die heimatlichen Feiern erreichen, ist es uns auch in diesem Jahr nicht möglich, entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit, die Beiträge zu veröffentlichen. Wir bitten unsere Mitarbeiter und unsere Leser dafür um Verständnis.

Eine frohes Neues Jahr wünscht Ihnen
Ihr Florian Möbius

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

tur und der deutschen Sprache gelegt und von Anfang an mit den Sprachkursen allen Interessierten die Möglichkeit geboten, die deutsche Sprache zu erlernen. Besonders eng sei die Zusammenarbeit mit der Johanniter Sozialstation, die für alle Hilfsbedürftigen ohne Ansehen von Nationalität und Religion offene Türen hat. Mit Besorgnis stellte Cwiek fest, daß es bei der Deutschen Gesellschaft zwar viele interessierte Jugendliche gebe, aber niemand, der bereit wäre, sich ihrer anzunehmen und sich mit ihnen zu beschäftigen. Die Peitschendorfer Singgruppe „Masurenklang“, die auch bei diesem Jubiläumsfest die Anwesenden mit vielseitigen Darbietungen erfreute und in ihren Bann zog, wertete sie als besonderen Erfolg der Deutschen Gesellschaft, werde sie doch immer wieder zu Auftritten verschiedenster Veranstalter eingeladen und habe als einzige deutsche Gruppe in der Region eine eigene CD aufgenommen.

Dr. Alfred Czela, Mitbegründer der „Bärentatze“, zeichnete noch einmal die Geschichte der Gesellschaft nach und berichtete von den Anfängen unter dem ersten Vorsitzenden Ditmar Joswig. Ihm folgten im Amt Willy Kobus und Heinz Olschewski, bis 2001 Berta Cwiek den Vorsitz übernahm. Stellvertretender Vorsitzender ist seit Jahren Heinz Otto Czerwinski. Nach den offiziellen Reden überreichte Cwiek den Gründungsmitgliedern und einigen langjährigen Mitarbeitern, die sich in besonderer Weise um die „Bärentatze“ verdient gemacht haben, als Anerkennung und Dankeschön eine Urkunde. Und dann wurde fröhlich gefeiert. Es wurde geplaudert, gesungen und geschunkelt. An den reichlich und gut gedeckten Tischen saß man bis spät in den Abend hinein zusammen.

Monatsletzter – Windschattenseite (Schiff) – Fahne (als Hoheitszeichen) – Nährmutter – Stadt in Kalifornien (USA) – Einwickelmaterial – in der gleichen Weise – Radrennfahrer – lateinisch: Brauch, Sitte – Feuerkröte – Kunststil aus Frankreich – orientalische Kopfbedeckung – ein Marder – Futterpflanze – Umlaufbahn eines Satelliten – Kinostück ohne Ton – Wüstenfuchs – Essen, Speise – Schutz, fürsorgliche Aufsicht – französisch: Wasser – Verfügung, Befehl – brasilianische Fußballlegende – nur geistig vorhanden – elektr. geladenes Teilchen – Lärm, großes Aufsehen (ugs.) – Nebenraum der Kirche – seelischer Schock – Ruhepause – westeuropäischer Fluss – zärtliche Anrede für einen Mann – Blütenstand – vulkanisierter Kautschuk – Ausflug zu Pferde – spanische Stadt am Tajo – englischer Adelstitel – Jagdruf – Getreideart – Roman von Anet – durchzeichnen – veraltet: Adliger – Dreschabfälle – eine Zahl – sportlicher Wettkämpfer – immer, zu jeder Zeit – Technik: Verbindungsstück – Platzdeckchen (engl.) – feiner Spott – Grundstoff, chem. Element – altes nordisches Blasinstrument – das menschliche Leben – Durchschnittswert – schmieren, fetten – roter Edelstein – Zierpflanze, Efeugewächs – säugen, stillen; anheizen – Stein mit eingeschnittenem Bild – flüssiges Pflegemittel – rhythmische Körperbewegung – Empfangszimmer – senkrechter Dachabschluss – an dieser Stelle, an diesem Ort – Furchtgefühl – Beschwerde bei Gericht – linker Nebenfluss der Donau – Frauengestalt im „Freischütz“ – von einer Form Umschlossenes – Region in Mittelitalien – foppen – afrikanischer Strom – weibliche Ziege (südd.) – Verhältniswort – Name von Zeitungen – hager, mager – Sitzbereich im Theater – Kraftmaschine – Mutter (Kosename) – kleines Lasttier – Strauchfrucht – viele Floskeln enthaltend – Schiff, Röhricht – Begeisterung, Schwung – Verwundung durch ein Tier – kegelförmiges Indianerzelt – auf die eigene Person bezogen – persönliches Fürwort – Berufssportveranstalter – Kfz-Zeichen Landau/Pfalz – Abk. für Europäische Union – Berg bei Innsbruck – ägyptische Göttin – Staat in Südostasien – griechischer Buchstabe – Ohrenrobbe – keltischer Priester – schott. Seeungeheuer

So ist's richtig:

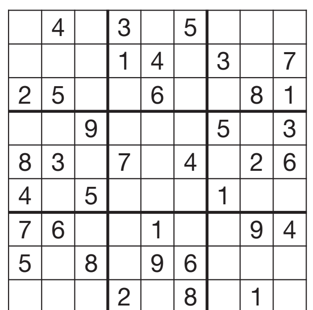
Diagonalrätsel: 1. Anklam, 2. Unikat, 3. Bronze, 4. Antrag, 5. Hellas, 6. Lombok – Anorak, Mantel

Kreiskette: 1. atonal, 2. Granat, 3. Soraya, 4. Masche, 5. Helene – Notgroschen

Sudoku:

1	4	7	3	8	5	2	6	9
9	8	6	1	4	2	3	5	7
2	5	3	9	6	7	4	8	1
6	7	9	8	2	1	5	4	3
8	3	1	7	5	4	9	2	6
4	2	5	6	3	9	1	7	8
7	6	2	5	1	3	8	9	4
5	1	8	4	9	6	7	3	2
3	9	4	2	7	8	6	1	5

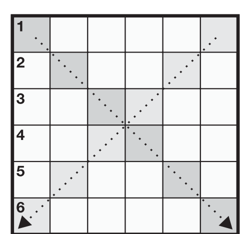
Sudoku



	4		3		5			
			1	4		3		7
2	5			6			8	1
		9				5		3
8	3		7		4		2	6
4		5				1		
7	6			1			9	4
5		8		9	6			
			2		8		1	

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

Diagonalrätsel



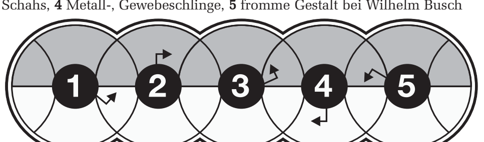
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Kleidungsstücke.

1 Stadt an der Peene,
2 einzige Ausfertigung,
3 Kupferlegierung,
4 Gesuch, schriftliche Bitte,
5 Name Griechenlands,
6 eine der Kleinen Sundainseln

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte einen ehemaligen Ausdruck für gespartes Geld für schlechte Zeiten.

1 an keine Tonart gebunden, **2** Schmuckstein, **3** die zweite Frau des Schahs, **4** Metall-, Gewebeschlinge, **5** fromme Gestalt bei Wilhelm Busch



Weltrevolution auf Rädern

120 Jahre Automobil: Wie eine deutsche Erfindung das Leben der Menschheit veränderte

Von H.-J. MAHLITZ

Unverbesserliche Utopisten träumen noch heute von der Weltrevolution, der – vorzugsweise links-ideologisch, sozialistisch, kommunistisch ausgestalteten – globalen Menschheitsbeglückung. Damit sind sie reichlich spät dran, genau gesagt, 120 Jahre zu spät. Denn zumindest technologisch gesehen hat die Weltrevolution bereits 1886 stattgefunden: Nahezu zeitgleich und nur 100 Kilometer Luftlinie voneinander entfernt wurde gleich zweimal das Automobil erfunden. Bis heute prägt es nahezu alle Lebensbereiche der Menschen in aller Welt. Ob die Menschheit damit eher beglückt oder belastet wurde, darüber streitet man sich seit ebenfalls 120 Jahren – Ende offen. Die Weltrevolution jedenfalls kam auf vier Rädern daher.

Auf Irrwegen: Ein Fahrrad mit Dampfmaschine

Wie jede „revolutionäre Situation", so hatte auch die des Jahres 1886 ihre Vorgeschichte. Eine außerordentlich lange sogar: Fünf, vielleicht gar sechs Jahrtausende zuvor war das Rad erfunden worden. Frühe Hochkulturen in Ägypten, Kleinasien, Mesopotamien nutzen es, um schwere Lasten zu transportieren; die pharaonischen Pyramiden, das mykenische Löwentor oder der biblisch-legendäre Turm zu Babel gäbe es ohne das runde Hilfsmittel nicht.

Bald war den Menschen ein Rad zu wenig. Sie montierten zwei Räder auf eine Achse, spannten Pferde davor, und so konnte Homer seine Helden per Streitwagen zu Felde ziehen lassen. Danach tat sich lange Zeit so gut wie nichts. Das von Muskelkraft bewegte ein- oder zweiachsige, zwei-, drei- oder vierrädige Gefährt blieb prinzipiell unverändert. Das allererste „Automobil", mit dem der Grieche Demetrios vor 2300 Jahren seine Mitmenschen verblüffte, war nur ein Bluff: Im Fahrzeuginnern waren Sklaven versteckt, die für den rätselhaften Vortrieb sorgten – die Fortsetzung des Trojanischen Pferdes mit anderen Mitteln.

Geniale Denker wie Leonardo da Vinci im 15. oder Christiaan Huygens und Isaac Newton im 17. Jahrhundert skizzierten erste mechanische Antriebe, 1768 diente der französische Ingenieur Nicolas Cugnot der Armee einen dreirädrigen Kanonenwagen mit Dampfmaschine an, der freilich weder militärisch noch zivil den Durchbruch schaffte; der vermeintlich revolutionären Neuerung setzten die Wirren der Französischen Revolution dann ein vorzeitiges Ende.

Auch in Ländern wie England und Deutschland blieb der „Dampfwagen" auf der Strecke. Überall bestätigte sich: James Watts Dampfmaschine taugte für Eisenbahn und Schiff, keineswegs aber für den nicht an Schienen gebundenen Individualverkehr.

Andere technologische Wege gingen ab etwa 1860 der Franzose Etienne Lenoir und der Deutsche Nicolaus August Otto, die parallel an sogenannten Gas- oder Explosionsmotoren arbeiteten. Während die Franzosen sich dann aber wieder auf allen möglichen Irrwegen verzettelten (unter anderem mit einem dampfmaschinengetriebenen Fahrrad!), konzentrierte sich die zukunftsträchtige Entwicklung auf Deutschland. Otto, der 1872 zusammen mit dem Ingenieur Eugen Langen in Köln die „Gasmotoren-Fabrik Deutz AG" gegründet hatte, meldete 1876 den Viertaktmotor zum Patent an. Seine wichtigsten Mitstreiter: Gottlieb Daimler und Wilhelm Maybach.

Zehn Jahre lang ertrugen die Rheinländer und das „Schwabennest" sich, dann zogen Daimler und Maybach die Konsequenz aus ihren eskalierenden Streitereien, kündigten und zogen nach Cannstatt bei Stuttgart. In der Taubenheimstraße kaufte Daimler für 75 000 Goldmark eine Villa im Grünen. Das Gartenhaus wurde zur Werkstatt umfunktioniert; von hier aus nahm das revolutionäre Schicksal seinen Lauf. Entscheidend: Während Ottos Viertakter nur stationär einsetzbar war (bei zehn PS Leistung wog er vier Tonnen), ließen Daimler und Maybach am 3. April 1885 einen 0,25-PS-Motor patentieren, der schon „nur" noch die Dimensionen einer Standuhr hatte.

Bereits am 29. August 1885 folgte das nächste Patent: Der „Petroleum-Reitwagen" war das weltweit erste benzingetriebene Kraftfahrzeug. Am 10. November 1885 wagte Daimlers Sohn Paul die erste öffentliche Ausfahrt mit diesem ersten Motorrad. Als nächstes wurde eine dunkelblau lackierte und laut zeitgenössischen Berichten „fein rot gefaßte" Kutsche mit schwarzen Ledersitzen 1,5 PS stark motorisiert. Erste Testfahrten absolvierte Sohn Paul im 7000 Quadratmeter großen Garten; genauere Daten sind nicht überliefert.

Ein große Erfindung gleich zweimal gemacht

Ein Datum aber war zumindest für die spätere kommerzielle Nutzung der Erfindung entscheidend: Am 30. Januar 1886 verlor Otto durch Urteil des Reichsgerichts das Patent auf seinen Viertaktmotor (DRP 532). Damit war der Weg frei für Daimler und Maybach.

Und auch für Karl Benz in Mannheim. Der hatte jahrelang erfolglos mit Zweitaktern experimentiert. Nun aber konnte er sich mit einem heimlich entwickelten Benzin-Motorwagen an die Öffentlichkeit wagen. Ein Viertakter mit 2/3 PS bei 250 U/min ließ den dreirädrigen Zweisitzer auf vollgummiebereiften Fahrradfelgen mit atemberaubendem Tempo (16 km/h) über die Ringstraße rasen, wie die „Neue Badische Landeszeitung" am 3. Juli 1886 berichtete. Carl Benz saß am Steuer, Sohn Eugen lief mit einer Benzinflasche hinterher, denn einen Tank hatte der Patent-Motorwagen nicht.

Von Mannheim und Cannstatt aus trat das Automobil seinen Siegeszug rund um die Welt an. Benz und Daimler aber fanden erst viel später zusammen: 1926 fusionierten sie zur Daimler-Benz AG. Als Warenzeichen übernahm man den dreizackigen Stern, der Daimlers Ziel, die Motorisierung „zu Lande, zu Wasser und in der Luft", symbolisieren sollte. Die Autos hießen von da an Mercedes-Benz. Der Markenname Daimler war zuvor nach England verkauft worden, nachdem die Schwaben, inzwischen von Cannstatt nach Untertürkheim umgezogen, 1902 den Namen „Mercedes" übernommen hatten. Unter diesem Pseudonym (dem Vornamen seiner Tochter) hatte der gebürtige Leipziger Emil Jellinek 1899 in Nizza auf einem 23-PS-Daimler ein Rennen gewonnen; wenig später aber zog sich die Firma nach einem Unfall aus dem Rennsport zurück. Darauf kaufte Jellinek Daimler gleich 36 Autos ab und erhielt im Gegenzug die Alleinvertretung für die Donaumonarchie, Frankreich, Belgien und USA sowie das Recht, seine Autos als „Mercedes" zu verkaufen. Seine Erfolge waren Anlaß für den neuen Namen.

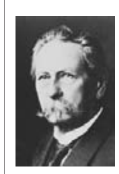


Das erste Auto? Karl Benz mit seinem Patent-Dreirad — Foto: Daimler-Benz-Museum

In den 120 Jahren seit seiner Erfindung hat das Auto sein Aussehen gründlich geändert. Es wurde schneller, sicherer, komfortabler. Grundlegende technische Neuerungen aber gab es nur selten: Fließbandproduktion (1913); Diesel-Lkw (1923; Frontantrieb (1931); Diesel-Pkw (1936); Kreiskolben-(Wankel-)Motor (1963); Hybridantrieb (1998).

Deutschland, das Land, in dem das Auto erfunden wurde, ist mit Top-Marken wie Mercedes-Benz, BMW, VW, Audi, Porsche immer noch gut aufgestellt. Ob bei uns wirklich die besten Autos der Welt gebaut werden, ist persönliche Ansichtssache. Entscheidend ist, daß wir auch weiterhin ganz vorne mitfahren.

Karl Benz



Am 25. November 1844 wird Karl Friedrich Benz in Karlsruhe geboren. Hochbegabt nimmt er mit 15 Jahren ein Studium am Polytechnikum auf; mit 19 ist er bereits Maschinenbauingenieur, absolviert aber auch noch eine dreijährige Lehre – sinnigerweise bei jener Karlsruher Maschinenfabrik, deren technischer Leiter wenig später ein gewisser Gottlieb Daimler wird. 1871 macht Benz sich in Mannheim selbständig, steht 1877 am Rand des Ruins, kann aber – vor allem dank der Hilfe seiner Ehefrau Bertha – die Krise überwinden. Nach 1886 erlebt er den steilen Aufstieg seiner „Rheinischen Gasmotoren-Fabrik". Benz stirbt am 4. April 1929.

Gottlieb Daimler



Am 17. März 1834 kommt Gottlieb Daimler im württembergischen Schorndorf zur Welt. Die Lehre bei einem Büchsenmacher schließt er mit einer verzierten Pistole als Gesellenstück ab, wendet sich dann aber vom Handwerk ab und dem Maschinenbau zu. Stipendien führen ihn ins Elsaß und nach England. Prägend ist seine Tätigkeit als Leiter einer Maschinenfabrik, die – im Sinne eines christlichen Sozialismus – vom „Bruderhaus Reutlingen" betrieben wird. Hier begegnet er dem zwölf Jahre jüngeren Wilhelm Maybach, der zeitlebens sein engster Wegbegleiter bleibt. Erfolgreich als Ingenieur und als Geschäftsmann, stirbt Daimler am 6. März 1900.

Wilh. Maybach



Am 9. Februar 1846 wird August Wilhelm Maybach in Heilbronn geboren. Als Kind verliert er beide Eltern, lebt im Bruderhaus Reutlingen, das Waisenkindern Unterkunft, Erziehung und Berufsausbildung gewährt. Er wird Assistent Daimlers und begleitet diesen erst nach Köln, dann nach Cannstatt und Untertürkheim. Gemeinsam bauen sie das erste Motorrad und das erste vierrädrige Auto. Der geniale Konstrukteur gerät nach Daimlers Tod bei dessen Nachfolgern zunehmend in Mißkredit und scheidet am 31. März 1907 aus der Leitung der „Daimler Motoren Gesellschaft" aus. Am 29. Dezember 1929 stirbt er in Stuttgart.

Nicolaus A. Otto



Am 14. Juni 1832 kommt Nicolaus August Otto in Holzhausen / Taunus zur Welt. Nach kaufmännischer Lehre verkauft er als Handlungsreisender Tee, Kaffee und andere Kolonialwaren. Nebenher beschäftigt er sich mit technischen Experimenten, gründet 1864 mit Eugen Langen die „Gasmotorenfabrik Deutz". In Paris präsentiert er 1867 auf der Weltausstellung erfolgreich einen Viertaktmotor, der 1876 auch patentiert wird und dem heute noch meistverbreiteten Automotor den Namen gibt. Fünf Jahre nach Erfindung des Autos – mit „seinem" Motor – stirbt er am 26. Januar 1891 in Köln.

Im edlen Doppelklang

Mercedes und Steinway – Daimler Nobelkarosse, in Amerika montiert und vertrieben vom Pianobauer

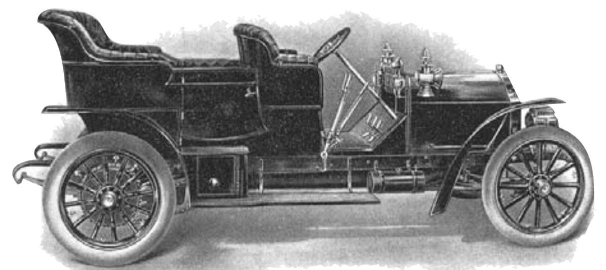
Wer heute einen Steinway-Flügel sein eigen nennt, darf sich rühmen, den „Mercedes unter den Pianos" zu bespielen. Vor 100 Jahren galt das, zumindest in den USA, auch umgekehrt: Wer damals für 7500 Dollar einen „American Mercedes" erwarb, steuerte stolz den „Steinway unter den Automobilen". Die gemeinsame Geschichte der beiden Firmen ist zugleich ein Spiegel jener Zeit, die geprägt war von der industriellen Revolution mit ihren technologischen, politischen und sozialen Brüchen.

In Braunschweig hatte der Schreiner und Orgelbauer Heinrich Engelhard Steinweg eine Musikinstrumente-Produktion aufgebaut. 1835 schenkte er seiner Braut ein erstes Tafelklavier, ein Jahr später baute er seinen ersten Flügel.

1851 aber wanderte er wegen der unruhigen politischen Lage nach New York aus, machte sich selbständig, nannte sich Henry E. Steinway.

Auf der New Yorker Industrieausstellung 1855 brachte der Erste Preis für ein Pianoforte den Durchbruch; elf Jahre später besaß die Firma bereits eine eigene Konzerthalle, die Steinway Hall.

Sein Sohn William Steinway lernte 1876 Wilhelm Maybach kennen, später, 1888, auch Gottlieb Daimler. Daraus resultierte sein Interesse an einer Motorisierung Amerikas. Erst ging es um den Import der Daimler-Autos in USA, schon bald aber, wegen der extrem hohen Transportkosten, um Lizenznachbau beziehungsweise -montage. 1895 begann die Produktion. Die Adresse: 939 Steinway Avenue, Long Island City, N.Y. Das Projekt endete schon bald mit dem Tod William Steinways. 1905 ein neuer Anlauf: Auf der „National Automobile Show" stellte Steinway & Suns den „American Mercedes" vor, das aktuelle Spitzenmodell aus Untertürkheim (45 PS, 6,8 Liter Hubraum, 80 km/h Spitze), zusammengebaut bei Steinway in Long Island City aus Original-Mercedes-Teilen, daher 3000 Dollar billiger als ein Original-Import, aber von ebenbürtig hoher Qualität und somit, wie es in der Werbebroschüre von 1906 heißt, gut für mindestens 100 000 Meilen. Glück hatten Daimler und Steinway jedoch auch mit diesem „American Mercedes" nicht: Anfang 1907 vernichtete ein Feuer acht fertige und 40 in Montage befindliche Auto – das war das Ende. *M.S.*



Steinway-Daimler: Der American Mercedes 1906 — Zeichnung: Archiv

»Eisvogel trifft Klapperschlange«

Zinnfiguren und Kinderbücher in der Spielzeugsammlung des Germanischen Nationalmuseums

Wer heute am Kiosk eine Zeitschrift für Kinder kauft, bekommt oft eine CD oder ein Plastik-Spielzeug dazu. Die Ausstellung „Eisvogel trifft Klapperschlange“ in der Spielzeugsammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg zeigt derzeit, daß dies keine neue Erfindung ist. Ausgestellt werden etwa 300 farbig bemalte Zinnfiguren der Goethezeit, die als Anschauungsobjekte zu Begleitbüchern mit lehrhaftem Charakter dienten.

Die Studioausstellung im obersten Stock der Spielzeugsammlung in der Kartäusergasse rückt einen Hersteller in den Mittelpunkt, dessen sorgfältig gravierte Figuren mit einem geschwungenen „F“ auf der Bodenplatte gekennzeichnet sind. Die Signatur konnte erst in den vergangenen Jahrzehnten entschlüsselt und dem Zinngießer Johann Ernst Fischer aus Halle sicher zugewiesen werden.

Ausgehend vom eigenen Bestand und unterstützt durch zahlreiche Leihgaben aus privaten Sammlungen des europäischen Auslandes, bietet die Sonderschau erstmals Gelegenheit zu einem Überblick über das breite Produktionsspektrum Johann Ernst Fischers, wie er in der in dieser Form bisher noch nicht zu sehen war.

Im Unterschied zu den nach der Mitte des 19. Jahrhunderts üblichen militärischen Themen zeigen diese frühen Exemplare meist eine Natur- und Völkerkunde im Miniaturformat.

Zusammen mit einer Serie von Büchern stellen die bemalten Zinnfiguren eine Einheit dar, durch die Kinder die Welt begreifen lernen konnten. Zugleich geben sie Einblick in Bildungsideen und Kulturgeschichte der Goethezeit.

Die Ausstellung regt daher nicht nur zu einem anderen Blick auf die Geschichte der Zinnfiguren an, sondern verdeutlicht, daß die Übergänge zwischen Spielzeug und Lehrmittel in der Zeit der Aufklärung zunächst fließend waren.

Fischers Tierfiguren und Figurengruppen verschiedener Völkerschaften waren Teil eines größeren Verlagsprojektes, zu dem kleine Bücher gehörten, welche die in Schachteln verpackten Zinnfiguren mit ihren erläuternden Texten thematisch ergänzten. Herausgeber dieses „Naturhistorischen ABC-Buchs“, das in zwölf Lieferungen mit unterschiedlichen Titeln zwischen 1792 und dem Beginn des 19. Jahrhunderts erschien, war der Hallenser Kunsthändler Friedrich Georg Dreyßig, dessen Verlagsprogramm auch Schulbücher, Spielbücher und Kinderbücher umfaßte.

Die zwölf als „Geschenke für die Jugend“ untertitelten Realienbücher mit lehrhaftem Charakter sind flüssig geschrieben und spiegeln den Wissensstand ihrer Zeit wider. Als Garanten eines hohen Bildungsanspruchs gewann Dreyßig mit G. S. Klügel (Mathematik und Physik) und J. R. Forster (Naturgeschichte) zwei Professoren der Universität Halle als Buchautoren, die außer ihren wissenschaftlichen Werken über naturkundliche und geographische Themen bereits Realienbücher für Kinder verfaßt hatten. In einigen Bändchen sind die Texte auch Reisebeschreibungen und naturkundlichen Werken der Zeit entnommen.

Dreyßig vertrieb diese Kinderbücher samt den zugehörigen Zinnfiguren Fischers über Buchhandlungen in verschiedenen deutschen Städten sowie in der Schweiz und in Dänemark. Fischer gravierte auch Zinnfiguren für vergleichbare Kinderbücher und Spiele des Hallenser Pädagogen Christian Adolf Buhle, darunter Zinnfiguren griechischer und römischer Gottheiten zu „Erzählungen aus der Mythologie für die wißbegierige Jugend“, von denen das Germanische Nationalmuseum eine größere Anzahl besitzt.

GNM



Lehrreiche Beigaben: Zinnfiguren erfreuten das Kind im 18. und 19. Jahrhundert. Foto: Museum

Die Ausstellung „Eisvogel trifft Klapperschlange – Zinnfiguren und Kinderbücher in der Aufklärung“ im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, Kartäusergasse 20, ist dienstags bis sonntags von 11 bis 18 Uhr, mittwochs bis 21 Uhr geöffnet, Eintritt 4 / 3 Euro, ab 18 Uhr freier Eintritt, bis 22. April 2007.

Zusammenleben erleichtert

Vor 100 Jahren beschrieb Alois Alzheimer erstmals die später nach ihm benannte Krankheit. Der Hauptrisikofaktor zu erkranken ist das Lebensalter, und da die Menschen heute immer älter werden, nimmt die Zahl der Erkrankungen ständig weiter zu. Heute leiden in Deutschland etwa eine Million Menschen an der Alzheimer-Krankheit, in 40 Jahren wird sich die Zahl wahrscheinlich verdoppelt, wenn nicht gar verdreifacht haben.

Bislang werden etwa 80 Prozent der Erkrankten zu Hause durch Angehörige – meist Frauen – gepflegt. In etwa zwei Drittel aller Fälle sind es Töchter oder Schwiegertöchter. Die Angehörigen sind in aller Regel seelisch und körperlich überfordert.

Mit ihrer Gründung im Jahr 1986, gab die Vereinigung der Deutschen Alzheimer-Forscher, die Hirnliga e. V., den ersten deutschsprachigen Ratgeber für Angehörige und Pflegende unter dem Titel „Mit neuem Mut Demenzkranke betreuen“ heraus. Die Broschüre hat seitdem in mehr als 100 000 Exemplaren vielen Menschen mit Rat zur Seite gestanden und Mut gemacht. Inzwischen gilt sie als Standardwerk der Angehörigenberatung. Sehr einfühlsam und praxisbezogen zeigt sie die Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Betreuung von Alzheimer-Kranken auf. Sie erklärt den Krankheitsprozeß und die daraus resultierenden Folgen. Die Begleiterscheinungen der Alzheimer-Krankheit erfordern von den Angehörigen sehr viel Kraft, Ausdauer und Verständnis. Helfen wird leichter, wenn man weiß, wie die Krankheit sich äußert.

Zum 20. Geburtstag der Hirnliga e. V. wurde der Ratgeber jetzt erneut überarbeitet und steht Dank der finanziellen Unterstützung der DAK kostenlos zur Verfügung. Auf 42 Seiten wird kurz und verständlich über die Ursachen und Auswirkungen der Krankheit informiert und praktische Ratschläge für die Pflege und das Zusammenleben gegeben.

Der Ratgeber ist gegen die Einsendung von 1,45 Euro Rückporto in Briefmarken zu erhalten bei: Hirnliga e. V., Postfach 1366, 51657 Wiehl, oder kann von der Internetseite der Hirnliga e. V. www.hirnliga.de kostenlos heruntergeladen werden.

pm

Das Mädel mit dem roten Kleid

Sein Haar war blond und hatte einen eigenartigen Schimmer, ein wenig widerspenstig vielleicht. Mit seinen großen blauen Augen blickte er erwartungsvoll im Raum herum. Eine gewisse Unruhe hatte ihn ergriffen. Überhaupt schien es ihm ein Greuel zu sein, untätig herumsitzen zu müssen. Und so nahm es auch nicht wunder, daß er ungeduldig auf seinem Stuhl hin und her rutschte. Immer wieder wanderte sein Blick zur Tür, in der Erwartung, daß dort etwas, oder besser jemand auftauche, der es wert war, ein wenig näher in Augenschein genommen zu werden.

Die Menschen ringsum beachtete er kaum. Langweilige Typen, schien er zu denken und wandte sich für eine Weile den Köstlichkeiten zu, die dieses Restaurant zu bieten hatte. Doch auch diese Beschäftigung war nicht von Dauer. Wieder der Blick zur Tür – und dann sah er sie ...

Selbstbewußt, mit hoch erhobenem Kopf schritt sie an den Tischen vorbei und fand schließlich einen geeigneten Platz. Ihr rotblondes Haar kringelte sich in lustigen Löckchen um ihr feines Gesicht, aus dem grüne Augen blitzten. Schick sah sie aus in ihrem neuen roten Kleid.

Er hatte sie genau im Visier und beobachtete sie voller Neugier. Nettes Mädchen. Er blinzelte und wagte ein zaghaftes Lächeln.

Erstaunt blickte sie ihn an und wußte eigentlich mit diesem Lächeln nichts anzufangen. Was will er? Sie wandte sich wieder der Speisekarte zu, um sie interessiert zu betrachten. Bald schon hob sie jedoch wieder ihren Lockenkopf und sah ihn unverwandt an. Schließlich entschloß sie sich doch zu einem Lächeln und nickte leicht mit dem Kopf ...

Ein kleiner Flirt, eine Tändelei, sagte man einst – was ist daran besonders? Nun ja, wenn die beiden in Begleitung ihrer Eltern sind und gerade mal im Kindergartenalter ...

SiS

Wenn Beziehungskisten knirschen

Ein ganz persönlicher Rückblick auf das zu Ende gehende Jahr

Herzhaftes Gelächter dringt durch das Café. Alte Damen zucken erschrocken zusammen. Die wenigen alten Herren, die es hierhin verschlagen hat, schmunzeln. Eine fröhliche Gesellschaft, mag der eine oder andere denken und sich an die eigene Jugend erinnern.

Fröhlich? Nicht immer war es ein fröhliches Jahr, auf das die fünf Frauen zurückblicken können. Bettina, Monika, Gitta, Susanne und Renate kennen sich schon eine kleine Ewigkeit. Nein, nicht aus der Schule, wehren sie ab, ein bißchen später war's schon. Außerdem haben sie sich nicht alle auf einmal kennengelernt. Susanne und Gitta allerdings kennen sich tatsächlich schon seit der Schulzeit, sie hatten sich zwar aus den Augen verloren, dann durch einen Zufall aber wieder zusammengefunden. Sie trafen sich immer wieder einmal zum Essen oder auch zum Frühstück in diesem kleinen Café. Susanne kennt Renate und Monika von der Arbeit und hat beide überredet, auch einmal zu diesen Treffen zu kommen. „Die Chemie zwischen uns stimmte einfach“, sagt Susanne. Und auch Bettina, die zuletzt dazu kam, wurde ohne große Probleme in den Kreis aufgenommen.

Wieder erschallt das ansteckende Lachen. „Mensch, Gitta, die Leute gucken schon“, Susanne ist es ein wenig peinlich, was ihre Freundin da anstellt. „Ach, soll'n sie doch! Weißt du noch damals in Berlin? Was haben wir da gegackert auf der Klassenfahrt.“ Gitta ist nicht aus der Ruhe zu bringen.

„So war sie immer schon“, behauptet Susanne. „Na ja, sie hat ja auch gut lachen“, meint Monika und blickt sich um, ob die Leute im Café tatsächlich auf sie achten. „Obwohl, wir sind keine Teenager mehr“, wirft Bettina ein, die ebenfalls gern lacht, wenn auch nicht so laut und herzhaft. „Wieso eigentlich gut lachen?“ fragt Gitta. Mit einem Mal ist sie ernst geworden.

Monika beugt sich vor und flüstert mit Verschwörermiene: „Der Kerl in deinem Haushalt hat sich doch verabschiedet.“ Dabei grinst sie. Gitta grinst ebenfalls: „Ja, hat er. Aber er kommt wieder, mindestens alle vier Wochen und dann bringt er auch seine Wäsche mit. Außerdem ist es kein ‚Kerl‘, sondern mein Sohn. Er ist ausgezogen, weil er einen Studienplatz in Bayreuth gefunden hat.“ „Super“, die Freundinnen freuen sich mit ihr. „Aber es ist doch komisch, auf einmal wieder allein zu sein“, meint Monika, deren Tochter auch nicht mehr zu Hause wohnt. „Ach was“, die Gitta lächelt. „Wir haben ohnehin nicht immer aufeinandergehockt. Als Tim älter wurde, hatte jeder seine eigene Sphäre. Wir sind gut damit hingekommen, wenn auch die erste Zeit als Alleinerziehende nicht einfach war.“

Vielleicht wendet sich ja doch alles zum Guten

Monika nickt zustimmend. Mit ihrer Tochter lief es nicht so problemlos, doch heute will sie nicht darüber reden. „Kinder, wißt ihr eigentlich, wie gut wir es dieses Jahr hatten?“ Die andere blicken sie erstaunt an. „Gut, also ich weiß nicht“, Susanne schüttelt den Kopf und blickt auf einmal nachdenklich in ihre Teetasse. „Na klar, gut. Denkt mal an den Super-Sommer, den wir hatten. Man mußte nicht mal in den Süden reisen, um die Sonne zu genießen. Wir haben fast jeden Abend gegrillt und neue Rezepte ausprobiert. Jetzt muß nur noch ein Super-Winter kommen mit viel Schnee und Eis, damit wir Schlitten fahren oder Eislaufen können.“

„Und wovon träumst du sonst?“ Renate ist bisher still gewesen, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, die Freundinnen mit ihrem Redefluß zu überschütten. „Du siehst schlecht aus“, meint Bettina mitfühlend. „Hast du nicht gut geschlafen?“

Renate schießen die Tränen in die Augen. „Markus ist auch weg“, schluchzt sie. „Wie, weg? Hat er dich etwa verlassen?“ Die Freundinnen sind aufgeregt. „Verlassen, ja, aber nicht so wie ihr meint. Seine Firma hat ihm das Angebot gemacht, für ein Jahr nach Kanada zu gehen. Und da hat er ja gesagt. Ich kann das ja verstehen, Kanada, wer würde da nicht zugreifen, ich bitte euch. Aber ich, ich kann doch da nicht mitgehen. Was wird aus meinem Job? Die Firma gibt mir keine Auszeit von einem Jahr! Und ohne Job nach Kanada geht auch nicht.“

Renate hat fast ihren alten Redefluß wieder gefunden. Sie ist kaum noch zu bremsen. „Und nun ist es aus ...“, sie kämpft mit den Tränen. „Eine Beziehung auf solch eine Entfernung, das geht doch nicht, oder?“

Keine der Freundinnen weiß einen Rat. Nur Bettina meint zaghaft. „Abwarten.“ Dann lächelt sie. „Ja abwarten, vielleicht wendet sich ja doch noch alles zum Guten. Wenn ich so zurückblicke, muß ich feststellen, daß mein Jahr eigentlich ganz gut gelaufen ist. Ich habe zwar noch immer keinen neuen Job. Was hab' ich gesucht im Internet und im Anzeigenteil der Zeitungen. Nix is doch auch was. Wer will so'ne Olle wie mich noch haben ...“

Die anderen protestieren lautstark, doch insgeheim denkt jede, daß sie in ein tiefes Loch fallen würde, sollte sie ebenfalls arbeitslos werden. Ausgenommen vielleicht Renate, das „junge Huhn“. Die ist mit Anfang 30 noch gut dran.

Bettina schmunzelt. „Nun ja, ich sitze nicht den ganzen Tag zu Hause und lege die Hände in den Schoß. Ich betreue jetzt eine alte Dame, die nicht mehr allein spazierengehen soll, sonst aber noch äußerst fit ist mit ihren 92 Jahren. Wir unterhalten uns über Gott und die Welt. Das ist auch für mich anregend. Ein toller Austausch.“

„Ach Bettina, toll wie du das hinkriegst“, Susanne blickt die Freundin bewundernd an. „Bei mir ist in diesem Jahr so vieles verquer gelaufen. Und dann ist meine Tante, mein Lieblingstante auch noch schwer krank geworden. Krebs. Ich besuche sie fast jeden Tag im Pflegeheim. Sie kommt allein nicht mehr zurecht. Dort wird sie ganz gut betreut, obwohl nur wenige Schwestern zur Verfügung stehen. Manchmal ist es schon ein Elend, mit ansehen zu müssen, was mit den alten Menschen geschieht. Da liegen sie meist mutterseelenallein in ihren Zimmern; kaum einer besucht sie. Sie können – oder wollen nicht mehr lesen, Sendungen im Fernsehen interessieren sie nicht. Es ist ein stilles Warten auf den Tod. Schrecklich. Was machen wir nur, wenn wir alt und klapprig werden?“ Susanne blickt in die Runde. Ratlose Gesichter. Gitta, die Praktische, spricht als erste: „Nun mal langsam mit die jungen Pferde. So alt sind wir nun auch noch nicht. Allerdings kann schnell mal was passieren, man weiß ja nie. Was haltet ihr davon, wenn wir später zusammen in eine WG ziehen, in der sich jede um die andere kümmert?“ Die Frauen sind perplex – eine WG? Wie soll das gehen? Die Fragen schwirren durcheinander. „Haaalt!“ Es ist Susanne, die sich meldet. „Es war ja nur ein Vorschlag. Laßt uns darüber doch einfach mal nachdenken.“

Silke Osman

Wenn Kräuter heilen

Gegen jede Krankheit ist ein Kraut gewachsen, sagt der Volksmund. Man muß nur wissen, welche Heilpflanze bei welchem Leiden am besten hilft. Der Arzt, Naturforscher und Philosoph Theophrast Bombast von Hohenheim, der sich selbst Paracelus nannte, hat schon im 16. Jahrhundert die Verwendung von Heilpflanzen empfohlen. Viel ist mittlerweile der Allgemeinheit verlorengegangen von seinem Wissen, doch Olaf Rippe und Margret Madejsky haben jetzt ein Buch zusammengestellt, in dem alle Weisheiten des Paracelsus nachzulesen sind: **„Die Kräuterkunde des Paracelsus – Therapie mit Heilpflanzen nach abendländischer Tradition“** (AT Verlag, Baden 2006, 463 Seiten, zahlr. Abb., geb. mit Schutzumschlag, 44 Euro). So phantastisch manches auch klingen mag, viele Erkenntnisse des Paracelsus haben sich auch in der modernen Welt als nützlich erwiesen.

hst

Mit Lebenswerk Meilensteine gesetzt

Von Goethe bis Benatzky: Auch 2007 warten wieder viele Gedenktage auf den kulturell Interessierten

Von Silke Osman

Für die einen war das ausklingende Jahr 2006 das „Einstein-Jahr“, Musikfreunde sprachen vom „Mozart-Jahr“, Kenner der klassischen Literatur fanden sich im „Schiller-Jahr“ wieder, Anhänger der Moderne im „Brecht-Jahr“, Märchenspezialisten im „Andersen-Jahr“ und Kunstexperten im „Rembrandt-Jahr“. Kaum zuvor gab es so viele Gelegenheiten, in hochrangigen Veranstaltungen und Ausstellungen an die Leistungen großer Dichter, Wissenschaftler und Künstler zu erinnern wie 2006. Im nächsten Jahr wird man sich schon sehr anstrengen müssen, um dieses Niveau wieder zu erreichen.

Viele Zeitgenossen ließen die Ereignisse allerdings kalt. „Wir leben im Heute“, verkündeten sie, „was interessiert uns, was gestern gewesen ist?“ Im 21. Jahrhundert lassen es sich die Menschen angelegen sein, sich vornehmlich mit dem Heute zu beschäftigen. Allenfalls wagen sie einen Blick in die Zukunft. Doch die Leistungen der vor uns Lebenden, seien sie auch noch so gering, sind nicht aus unserer Welt wegzudenken. Sie wirken wie bunte Mosaiksteinchen, die erst das Ganze ausmachen. Und hinter diesen Leistungen verbergen sich Menschen mit all ihren Licht- und Schattenseiten, Menschen, die in ihrer Zeit Großes vollbrachten, ohne das unser Leben hier und heute anders wäre.

> Leistungen wie bunte Mosaiksteine, die erst das Ganze ausmachen

„Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunklen Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute in herrlicher Gestalt entgegen“, schrieb Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) in seiner „Geschichte der Farbenlehre“. Der große Meister der Weimarer Klassik wird zweifellos im Mittelpunkt der Gedenkveranstaltungen 2007 stehen – er starb am 22. März vor 175 Jahren. Noch heute ist er der bekannteste und meistgelesene deutsche Dichter. Sein umfassendes Werk, aber auch sein ereignisreiches langes Leben geben immer wieder neuen Stoff für neue Untersuchungen. Ob der „Herr Geheimrat“ sein Vergnügen gehabt hätte an diesen Untersuchungen sei dahingestellt, hat er doch in seinen Gesprächen mit seinem Sekretär Eckermann einmal verlauten lassen, die Deutschen seien wunderliche Leute. „Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren, zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!“

Neben Goethe, dem universellen Geist, zu bestehen, wird nicht einfach sein in der Reihe der Gedenktage für das Jahr 2007. Josef Freiherr von Eichendorff dürfte in dieser Reihe eine Spitzenstellung einnehmen. Sein „Taugenichts“, aber auch seine Gedichte werden noch heute gern gelesen. Der am 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor Geborene starb vor 150 Jahren in Neisse (26. November 1857). „Schläft ein Lied in allen Dingen, / Die da träumen fort und fort, / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort“, schrieb Eichendorff. „Das Zauberwort“ hat er immer wieder getroffen und unsterbliche Gedichte geschaffen, die unter anderem von Mendelssohn Bartholdy, Schumann und Wolf vertont wurden und so den Weg in die Welt fanden.

Der Welt des Wortes hat sich auch ein Mann verschrieben, der leider viel zu früh diese Welt wieder verlassen mußte. Der Dichter Walther Heymann, vor 125 Jahren (19. Mai 1882) in Königsberg geboren, fiel am 9. Januar 1915 bei Soisson und wurde in einem Massengrab beigesetzt. Er hinterließ Prosa, auch Essays zur bildenden Kunst seiner Zeit, vor allem aber Lyrik wie die „Nehrungsbilder“, die ihn als aufmerksamen und einfühlsamen Beobachter sowie als eindringlichen Schilderer der nordöstlichen Landschaft ausweisen.

Aus der selben Landschaft stammte auch der Dramatiker Hermann Sudermann, der vor 150 Jahren (30. September 1857) in Matziken, Kreis Heydekrug, zur Welt kam. Mit seinen Dramen („Die Ehre“, „Heimat“), vor allem aber mit seinem Erzählband „Litauische Geschichten“ hat er sich einen Platz in der Literaturgeschichte erobert. Bis in unsere Zeit wurden seine Dichtungen verfilmt und für das Fernsehen verarbeitet wie etwa „Die Reise nach Tilsit“. Sudermann starb am 21. November 1928 in Berlin, der Stadt, der ein anderer Schriftsteller ein Jahr später mit einem Roman ein Denkmal gesetzt hat: „Berlin Alexanderplatz“ des Arzts und Schriftstellers Alfred Döblin. Dieser bedeutendste deutsche Großstadtroman wurde ebenfalls verfilmt, einmal mit Heinrich George als Hauptperson Franz Biberkopf, ein anderes Mal verfilmt unter der Regie von Rainer Werner Fassbinder mit Günter Lamprecht. Döblin, der aus Stettin stammte und als Kassenarzt in Berlin arbeitete, kannte das Milieu und die Sprache auf dem Kiez. Er starb vor 50 Jahren (28. Juni 1957) in Emmendingen bei Freiburg im Breisgau.

Als „Vater“ der Lausbuben Max und Moritz hat er die Herzen der Kinder erobert und ist in die Literaturgeschichte eingegangen: Wilhelm Busch. Vor 175 Jahren wurde er im niedersächsischen Wiedensahl geboren (15. April 1832). Gern wäre er Maler geworden, Erfolg aber hatte er mit seinen Bildergeschichten „Die fromme Helene“, „Fipps der Affe“, „Balduin Bählamm“ oder „Maler Klecksel“. Was so heiter daherkommt, ist der Phantasie eines Mannes entsprungen, dem Freunde nachsagten, er sei „ein Philosoph mit pessimistischem Menschen- und Weltbild“ gewesen. Mit seinen humoristischen Bildergeschichten gilt Wilhelm Busch heute als Vorreiter der bei jung und alt gleichermaßen beliebten Cartoon- und Comic-Serien. Er starb am 9. Januar 1908. Was wären die Dichter und Schriftsteller ohne die Verleger? Ihre Gedanken und Texte wären nie in großer Zahl veröffentlicht worden. Einer, der auf die Idee kam, Weltliteratur zu günstigen Preisen auf den Markt zu bringen, war Anton Philipp Reclam. Er gründete 1828 den Verlag „Philipp Reclam jun.“, der noch heute jedem Schüler und Studenten ein Begriff ist. Anton Philipp Reclam wurde vor 200 Jahren in Leipzig geboren (28. Juni 1807); er starb in seiner Vaterstadt am 5. Januar 1896.

Johann Wolfgang von Goethe

125 Jahre sind am 11. Dezember vergangen, da in Breslau ein Junge das Licht der Welt erblickte, der sich später in der Naturwissenschaft einen Namen machte und 1954 sogar mit der Verleihung des Nobelpreises für Physik geehrt wurde: Max Born. Den renommierten Preis erhielt der Schlesier „für seine fundamentale Erforschung der Quantenmechanik, insbesondere für seine statistische Interpretation der Wellenfunktionen“. Als Born am 15. Januar 1970 in Göttingen starb, hinterließ er ein gewaltiges Lebenswerk. Er verfaßte allein 20 wissenschaftliche und wissenschafts-philosophische Bücher sowie mehr als 300 Aufsätze in Fachzeitschriften. Seine Forschungen waren später Grundlage für viele wissenschaftliche Erkenntnisse.

Im selben Jahr wie Max Born wurde im westpreußischen Löbau ein Mann geboren, der sich in der Sprach- und Heimatforschung einen Namen machte: Walther Ziesemer (7. Juni 1882). Eng mit seinem Namen verbunden ist das „Preußische Wörterbuch“, das erst in diesem Jahr seinen Abschluß fand. 1911 beauftragte die Preußische Akademie der Wissenschaften Walther Ziesemer damit, ein Mundartwörterbuch für die beiden Provinzen Ost- und Westpreußen zu schaffen. Dem Herausgeber war es ein besonderes Anliegen, die Kontinuität deutscher Sprache im Nordosten von ihren Anfängen in der Ordenszeit bis in die Gegenwart aufzuzeigen. Wichtig war es, die geographische Verbreitung der einzelnen Mundartwörter zu erkunden, dazu benötigte man eine Vielzahl von Mitarbeitern. Ziesemer baute sich schließlich einen festen Stamm von 350 bis 400 Mitarbeitern auf. Von 1935 bis 1939 dann erschien der erste Band mit 13 Lieferungen im Königsberger Verlag Gräfe und Unzer; bis zum Sommer 1944 folgten neun weitere Lieferungen. Man war bis zum Stichwort „Fingernagel“ gekommen. Um das handschriftliche Wörterbucharchiv – immerhin rund eine Million Zettel – vor der heranrückenden Kriegsfurie zu retten, wurde es in 122 Kisten verpackt und auf ein Gut bei Prenzlau in der Uckermark, eine Ausweichstelle der Preußischen Akademie, verlagert. Dort wurde es vollends vernichtet.

> Alle Unterlagen wurden im Krieg vernichtet

Nach dem Krieg wurde Erhard Riemann beauftragt, das Preußische Wörterbuch neu erstehen zu lassen. Ihm gelang es, neue und alte Mitarbeiter zu finden, so daß 1974 der erste Band mit dem Stichwort „Fibel“ erscheinen konnte. Erhard Riemann wurde vor 100 Jahren (3. April 1907) in Kraußen, Kreis Königsberg, geboren.

Der Geschichte Ost- und Westpreußens eng verbunden fühlte sich der in Straßburg geborene Bruno Schumacher. Als Lehrer am ehrwürdigen Friedrichskolleg in Königsberg und als Mitglied der „Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung“ gehörte er zu den führenden Männern des ostpreußischen Geisteslebens. Seine 1937 in erster Auflage erschienene „Geschichte Ost- und Westpreußens“ gilt noch heute als Standardwerk. Schumacher starb vor 50 Jahren (1. März 1957) in Hamburg.

Zweier Männer aus der Familie Langhans gilt es 2007 zu gedenken, die mit ihren Bauwerken Großes geleistet haben: Carl Gotthard Langhans, geboren vor 275 Jahren (15. Dezember 1732) im schlesischen Landeshut, erbaute unter anderem das Brandenburger Tor in Berlin, sein Sohn Carl Ferdinand Langhans, geboren vor 225 Jahren (14. Januar 1782) in Breslau, errichtete das Palais Kaiser Wilhelms I. und mehrere Theaterbauten.

Auch in der Musikszene gibt es 2007 einige wichtige Gedenktage zu vermerken. Vor 400 Jahren wurde in Gräfenhainichen der Dichter so bezaubernder Lieder wie „Geh aus mein Herz und suche Freud“ oder „Nun ruhen alle Wälder“ geboren: Paul Gerhardt (12. März 1607). Neben Grimms Märchen und Luthers Bibelübersetzung gehören seine Lieder zu den bekanntesten Texten überhaupt.

Ein halbes Jahrhundert schließlich ist vergangen, da Carl Orff (29. März 1957; „Carmina Burana“) und Ralph Benatzky (16. Oktober 1957; „Im weißen Rössl“) verstarben.

275 Jahre sind vergangen, da im österreichischen Rohrau Franz Joseph Haydn geboren wurde (31. März 1732). 1797 fand er die Melodie zu „Gott erhalte Franz, den Kaiser“. Eine volksliedhafte Komposition, die später einer Dichtung Hoffmann von Fallerslebens unterlegt und zur Nationalhymne der Deutschen wurde. Neben Sinfonien und Kammermusik sind vor allem Haydns Chorwerke „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“ als Meilensteine in der klassischen Musik zu nennen.

Skizzenhaft und lichtdurchflutet

Maler der »Berliner Secession« werden im »Edwin Scharff Museum« ausgestellt

In Kooperation mit der Nationalgalerie Berlin zeigt das „Edwin Scharff Museum“ in Neu-Ulm derzeit Gemälde der sogenannten „Berliner Secession“. Unter dem Motto „Berliner Impressionismus – Liebermann, Slevogt, Corinth und die Maler der Secession aus der Nationalgalerie Berlin“ werden unter anderem Werke des Dreigestirns des deutschen Impressionismus gezeigt.

Im Gegensatz zur offiziellen, zunehmend als pathetisch empfundenen Kunstauffassung des Kaiserreichs rücken Max Slevogt, Lovis Corinth und ihre Kollegen in den Jahren zwischen 1898 und 1914 Motive des privaten Lebens, Porträts der Familie und Freunde oder ihre Häuser, Gärten und Interieurs in den Mittelpunkt. In ihren skizzenhaften, lichtdurchfluteten Gemälden von Ferienlandschaften, Stadtansichten und Ausflugslokalen entwerfen sie ein heiteres Bild des gesellschaftlichen Lebens der Jahrhundertwende.

Inhaltlich paßt die Ausstellung hervorragend ins „Edwin Scharff Museum“, hat der Neu-Ulmer Bildhauer Edwin Scharff doch Liebermann und Corinth in Porträtbüsten verewigt, die in der ständigen Sammlung zu sehen sind.

In der „Max-Slevogt-Galerie des Landesmuseums Mainz“ in Edenkoben hatten dieselben Werke kürzlich 18 000 Besucher angelockt. Einen ähnlichen Erfolg wünscht sich auch Museumsleiterin Dr. Helga Gutbrod, denn: „Mit mehr als 60 Werken erlaubt die Impressionisten-Ausstellung einen facettenreichen Blick auf die drei großen deutschen Impressionisten und ihr künstlerisches Umfeld im Berlin um 1900.“

Das nebenstehend abgebildete Porträt des aus Bromberg stammenden Malers Walter Leistikow (1865–1908) schuf Lovis Corinth auf einer einmonatigen Ferienreise nach Dänemark, welche die Freunde in die Heimat der Frau Leistikows im Juli 1900 unternahmen. Neben Max Liebermann war Leistikow die treibende Kraft zur Gründung der „Berliner Secession“, die durch die Ablehnung seines Gemälde „Grunewaldsee“ durch die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung 1898 ausgelöst wurde. Bis zu seinem Tod wirkte Leistikow als Erster Schriftführer im Vorstand der Secession. Zu Corinth, den er im Winter 1887 / 88 in Berlin kennengelernt hatte, entwickelte sich eine enge Freundschaft. Als Corinth von München nach Berlin übersiedelte, überließ Leistikow ihm sein Atelier in der Klopstockstraße.

Die Neu-Ulmer Impressionisten-Schau wird von einem umfangreichen Rahmenprogramm begleitet. Unter anderem finden bis März an Donnerstagabenden und an Sonntagvormittagen insgesamt elf Führungen statt, offene Museumswerkstätten für Kinder und erstmals, in Anlehnung an das ebenfalls stattfindende „Atelier im Museum“ für Erwachsene, ein „Atelier für Kinder“ unter dem Thema „Lichtfänger und Farbentänzer“ an fünf Nachmittagen. *pm / os*

Die Ausstellung im „Edwin Scharff Museum“, Petrusplatz 4, 89231 Neu-Ulm, ist dienstags, mittwochs, freitags und sonnabends von 13 bis 17 Uhr, donnerstags von 13 bis 19 Uhr und sonntags von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Katalog (19,90 Euro), Eintritt 2,50 / 1,75 Euro, bis 4. März 2007.



Lovis Corinth: Porträt des Malers Walter Leistikow (Ausschnitt, Öl, 1900) Foto: Museum

MELDUNGEN

Im Stil von Königin Luise

Berlin – Die „Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg“ lädt in der Wintersaison wieder in die sonst verschlossene Meierei auf der Pfaueninsel ein. Bis zum Frühjahr 2007 können die Besucher erleben, wie Königin Luise mit ihrer Familie das romantische Landleben pflegte. Die Meierei, 1795 in den Formen einer verfallenen Klosteranlage errichtet, ist Sinnbild für den naturverbundenen Zeitgeschmack dieser Epoche. Die romantische Idee des einfachen Landlebens läßt sich hier wie kaum anderswo erfahren. Höhepunkt des Rundgangs durch die Meierei ist der mit Malereien und Stuckaturen dekorierte Saal im Obergeschoß, welcher das einzige erhaltene Beispiel neogotischer Innenraumgestaltung des späten 18. Jahrhunderts in der Region darstellt. In den Räumen der ehemaligen Meier-Wohnung im Erdgeschoß wird anhand reproduzierter Pläne und Ansichten die mehr als 200jährige Inselgeschichte anschaulich dokumentiert. Dort sind auch ein Kegelspiel aus der Zeit der Königin Luise und Glasfunde aus dem 17. Jahrhundert zu sehen. Informationen erhalten Sie unter Telefon (0 30) 8 05 30 41.

Magdeburger Mittelalter

Magdeburg – Die Doppelausstellung „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation“ in Magdeburg und Berlin hat eine halbe Million Menschen in die Schauen im Kulturhistorischen Museum in Magdeburg und im Deutschen Historischen Museum in Berlin gelockt. Damit war die Ausstellung die erfolgreichste Präsentation eines historischen Themas seit der Preußen-Ausstellung im Jahr 1981 in Berlin. Da Magdeburg mit dem Thema „Von Otto dem Großen bis zum Ausgang des Mittelalters“ 248 000 Besucher anlocken konnte, ist nun geplant, in der Landeshauptstadt von Sachsen-Anhalt ein Mittelalterzentrum einzurichten. Laut Oberbürgermeister Lutz Trümper (SPD) sollen die Planungen schon 2007 beginnen. Das geplante Zentrum soll nach Angaben von Museumsdirektor Matthias Puhle „Schnittstelle zwischen Forschung und Öffentlichkeit“ sein. Bei der Zusammenarbeit von Museen, Universitäten, Akademien und Forschungsinstitutionen gebe es noch ein „enormes Potential“.

Luisentorte und Liebesknochen

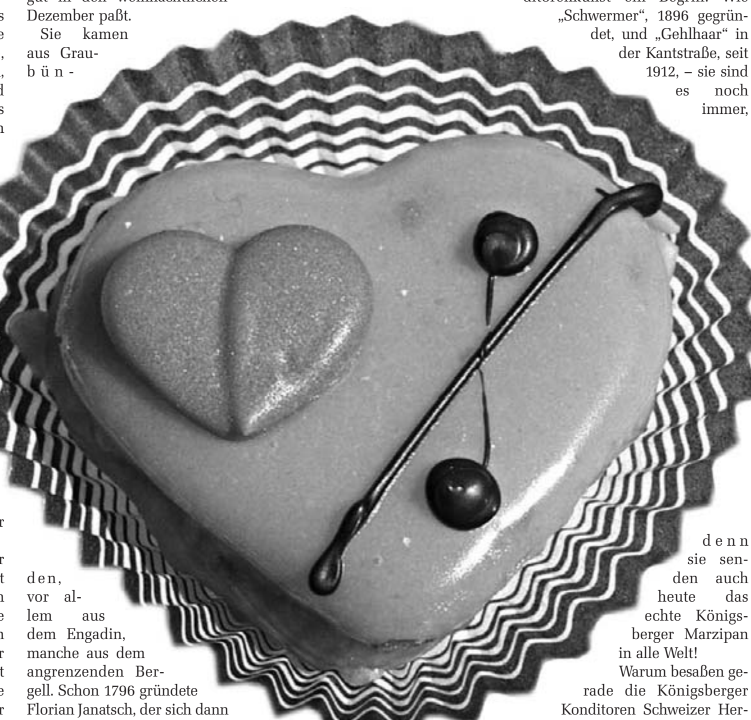
Königsberger Konditoren verzauberten mit süßen Kreationen nicht nur die Bewohner am Pregel

Von Ruth Geede

Irgendwie haben wir noch den Duft in der Nase, wenn wir an das weihnachtliche Königsberg denken, diesen lieblichen, süßen, würzigen Duft, der aus den Türen der Konditoreien, wenn sie geöffnet wurden, in unsichtbaren Wolken in die kalte Winterluft strömte. Die Dominante bildete natürlich der Mandel- und Rosenwasserduft des Marzipans, aber es schwangen noch andere Gerüche mit: nach warmer Schokolade, Honig, Vanille, Zitronat, Nelken, Kardamon, Muskat – verlockend wie die Sünde, die aber damals noch keine war. Denn wer sprach schon von „Kalorienbomben“, wenn wir vor der Kuchentheke standen, schwer am Überlegen, für welche Torte wir uns entscheiden sollten. Oder für einen Liebesknochen, ein Prinzeßtörtchen oder Napoleonschnittchen – wobei die typisch ostpreußische Verkleinerungsform bei den letztgenannten Spezialgebäcken wirklich nicht angebracht war, denn sie hatten beachtliches Format. So war es in jeder Konditorei oder Bäckerei im alten Königsberg, diesem Mekka der Backkunst, die auch in den häuslichen Küchen zur Höchstform auflief.

Denn Hand aufs Herz: Welcher Ostpreuße „schmengert“ nicht gern? Die Region war seit uralten Zeiten ein Honigland, Met wurde aus der Gabe der wilden Bienen gebraut, der Bärenfang blieb unser Nationalgetränk – bis heute. Nicht umsonst sah der hochgelehrte Professor Rheticus, ein Schüler des großen Kopernikus, das alte Preußen als ein Land, in dem Milch und Honig flössen und dessen Bienenplätze in den weiten Wäldern von Apollo höchstpersönlich angelegt seien. Das „Beutnertum“ hat sich bis in unsere Tage erhalten.

Da hatten die Schweizer Konditoren ein leichtes Spiel, als sie vor 200 Jahren an den Pregel kamen, um die Königsberger mit ihrer süßen Kunst zu verwöhnen. Sie perfektionierten die Feinbäckerei so erfolgreich, daß die Königsberger Konditoreien schon zu Beginn des 19. Jahrhundert berühmt wurden und gleichrangig mit den beliebtesten Berliner Cafés – oder sogar noch höher – angesehen wurden. Eine authentische Quelle über dieses „süße Kapitel“ der Königsberger Stadtgeschichte hat ein Sohn der alten Pregelstadt, Rainer Liessem, in der Schweiz gefunden, und es dokumentarisch mit Zeittafel aufbereitet. Herr Liessem stellte uns nun seine Abhandlung „Konditoreien, Cafés und Kaffeehäuser in Königsberg“ zur Verfügung, und wir greifen jetzt gerne auf sie zurück, da das Thema so gut in den weihnachtlichen Dezember paßt.



Sie kamen aus Graubünden, vor allem aus dem Engadin, manche aus dem angrenzenden Bergell. Schon 1796 gründete Florian Janatsch, der sich dann Janatzki nannte, als erster Bündner ein Caféhaus in der Junkerstraße. Die Gebrüder Pomatti aus Castasegna übernahmen 1809 die Konditorei Feige – bekannt für ihre Marzipan- und Luisentorten – im alten Posthaus am Schloßhof und wurden Hofkonditoren. Schon zu Zeiten Herzog Albrechts war Marzipan bei Hofe sehr begehrt, zu seiner Hochzeit im Jahre 1526 wurde es als „heilkräftiges Markusbrot“ gereicht. Die Pomattis gründeten die erste „Marzipanfabrik“ in Königsberg. Ihr Rezept wurde über ihre Nachfolger Sterkau und Petschlies zu Ewald Liedtke weitergereicht, unter dessen Namen diese traditionsreiche Konditorei am Kaiser-Wilhelm-Platz weitergeführt wurde. Seine Frau Hildegard, Tochter von Otto Petschlies, war der erste weibliche Konditormeister.

Im Jahre 1812 kommt die Familie Zappa aus Zernez nach Königsberg und gründet eine Konditorei am Roßgärter Markt, dann am Schloßplatz und schließlich in der Französischen Straße, der Name ist für alte Königsberger noch heute ein Begriff. Diese Straße ist für ihre süßen Genüsse bekannt, denn hier befand sich in Nr. 7 die Konditorei Siegel, „der eigentliche Mittelpunkt aller Konditoreien in Königsberg“, wie der Philosoph Karl Rosenkranz 1842 in seinen „Königsberger Skizzen“ vermerkt. Er beschreibt sie als Kaffeehaus, in dem diskutiert, debattiert, politisiert wird. „Sie ist für uns, was Stehely für Berlin ist.“ Das Café Stehely galt damals als politisches Zentrum. Dieser Erwartung ist die Konditorei Siegel wohl gerecht geworden, denn dort verkehrten liberale Professoren der Albertina ebenso wie radikale Abgeordnete. Die Familie Siegel kam aus Silvaplana, Nachfolger wird ebenfalls ein Engadiner, Caspar Sebastiani aus Flan.

Aus diesem Ort kam auch Stephan Plouda, der 1887 die Kallmannsche Konditorei und Marzipanfabrik in der Kneipphöfischen Langgasse übernimmt. Mancher Börsianer ging „zu Plouda“, dieser Name wurde für die Königsberger Cafékultur und Konditorenkunst ein Begriff. Wie „Schwermer“, 1896 gegründet, und „Gehlhaar“ in der Kantstraße, seit 1912, – sie sind es noch immer, denn sie senden auch heute das echte Königsberger Marzipan in alle Welt!

Warum besaßen gerade die Königsberger Konditoren Schweizer Herkunft ein regelrechtes Monopol in der Herstellung von Marzipan? Das hat schon seine Geschichte, und sie führt zurück in das 15. Jahrhundert. Damals wanderten viele Bäcker aus Graubünden nach Oberitalien aus, vor allem in die Republik Venedig, die eine Allianz mit dem Schweizer Kanton einging. Die Lagunenstadt hatte sich mit den Kreuzzügen zum bedeutendsten Mittelmeerhafen entwickelt, dort wurden die Spezereien des Orients gehandelt, auch das süße Mandelgebäck der Haremsdamen, das in Venedig zum „Marzapan“, dem Brot des Markus, wurde. Die Bündener Einwanderer errangen bald eine starke wirtschaftliche Position, so waren 1699 von 42 venezianischen Konditoreien nur vier nicht in ihrem Besitz. Als dann 1766 aus wirtschaftspolitischen Gründen die Allianz zerbrach, wurde den Bündnern jede gewerbliche Tätigkeit untersagt. Also wanderten sie aus, wurden in ganz Europa seßhaft – Ende des 19. Jahrhunderts gab es 700 Konditoreien Bündner Herkunft –, und so kamen sie auch nach Preußen, das aufgrund seiner Toleranz große Anziehungskraft besaß und aufbauwillige Menschen brauchte. Königsberg versprach als Königliche Haupt- und Residenzstadt, als Hort des Wissens und des Handels, gute Pfründe und erfüllte die Erwartungen der Einwanderer. Wie auch umgekehrt.

Viele Erinnerungen wird diese kleine „Königsbergensie“ bei unseren Leserinnen und Lesern erwecken, so auch bei mir, denn ich denke noch an den Baumkuchen, den ich auf der „Schwermer“-Terrasse am Schloßteich genoß, denke an die Tortenstücke mit den Marzipanrosen, die ich bei „Gelhaar“ erstand, wenn ich ein gutes Honorar beim Reichssender Königsberg erhalten hatte – das mußte doch gefeiert werden. Aber ich vergesse auch nicht die kleine Konditorei auf dem Hinterroßgarten, in der meine beste Freundin und ich uns ab und zu den langen Schulweg versüßten – getreu dem Hit der damaligen Zeit: „In einer kleinen Konditorei, da saßen wir zwei bei Kuchen und Tee ...“ Wir kamen uns sehr erwachsen vor!

Auch beim Königsberger Landsmann Rainer Liessem hat das Buch „Fast ein Volk von Zuckerbäckern“, das er im Frühjahr in seiner Schweizer Ferienwohnung fand, Erinnerungen an seine Königsberger Kindheit mit „Konditern gehen“ geweckt, so, daß er sich so eingehend mit diesem Thema befaßte. Und es wird ihn auch weiter beschäftigen, denn Herr Liessem will seine Studie ausweiten. Vielleicht können ihm unsere Leserinnen und Leser dabei helfen. Wer weiß etwas über die folgenden Konditoreien: „Dölitscher“, später „Maurizio“, dann „Woriener Garten“ am Schloßteich – „Bertsch“ an der Schmiedebrücke – „Feige“ am Altstädtchen Markt – „Caccia“ in der Französischen Straße und „Pedotti“. Eine Frage kann ich ihm beantworten: Die Kittelstraße, in der sich das Kaffeehaus „Josti“ befand, war die spätere Köttelstraße. (Anschrift von Rainer Liessem: Jacobistraße 31 in 79104 Freiburg, Telefon: 0761-33041)

Rank und Schlank: Säulenapfelbäume

Geerntet werden kann oft schon im ersten Jahr, die Haltung ist auch in kleinen Gärten und auf Balkonen möglich

Die Gärten werden kleiner – die Obstbäume passen sich an. Ein Apfelbaum in Säulenform paßt auch ins Minigärtchen hinter dem Reihenhaus oder sogar in den Kübel auf dem Balkon. Er verzweigt sich nicht, sondern wächst schlank nach oben.

Früchte trägt er wie ein „Großer“. Sie sitzen dekorativ dicht an dicht am Stamm.

Die ersten Säulenapfelbäume standen 1960 in der Anlage eines kanadischen Obstbauern. Sie waren das Ergebnis einer natürlichen Mutation und bildeten die genetische Grundlage für alle weiteren Züchtungen. „Die ersten Sorten waren noch wenig erfolgreich“, erzählt Werner Ollig von der Gartenakademie Rheinland-Pfalz in Neustadt an der Weinstraße: Sie waren anfällig für Schorf, der Ertrag war gering.

Man probierte es weiter, und die Mühe wurde belohnt: Die Sorten, die mittlerweile unter so klingenden Namen wie „Rondo“, „Rhapsodie“ oder „Sonate“ auf dem Markt sind, gelten als sehr robust und widerstandsfähig gegen Krankheiten. „Die Züchtungen sind inzwischen sehr ausgereift“, sagt Gartenexperte Ollig: „Für kleine Gärten sind sie absolut zu empfehlen.“ Der Clou an allen Säulenbäumen: Sie wachsen gerade nach oben und bilden keine Seitenäste. Blüten und Früchte sitzen direkt am Stamm. „Deshalb reichen etwa 50 Zentimeter Pflanzabstand aus“, erläutert Ollig.

Man bekommt die Bäumchen in Baumschulen und Gartencentern. Gepflanzt werden können sie „eigentlich ganzjährig“, beste Pflanzzeit ist aber wie bei allen Gehölzen im Herbst und Winter. „Meist tragen sie bereits im ersten Jahr Früchte“, sagt Ollig. Auf die lange Leiter kann man auch in späteren Jahren bei der Ernte getrost verzichten: Die Säulenbäume werden rund 2,50 Meter groß. „Und wachsen sie zu hoch, kann man die Spitze einfach kappen“, erläutert der Experte. Geschnitten werden muß ansonsten nicht viel. „Man sollte nur darauf achten, daß sich keine langen Seitentriebe oder Verzweigungen bilden“, sagt Ollig. Sie werden mit der Schere eingekürzt. Besonders dekorativ sehen die Säulenbäume aus, wenn sie als Hecke gepflanzt werden: „Das ist dann ein sehr schöner Sichtschutz, der auch noch Früchte trägt“, erklärt der Gartenbaufachmann.

Selbst im Kübel gedeihen die Säulenbäume. „Das Pflanzgefäß sollte allerdings mindestens 25 Liter groß sein“, rät Ollig. Im Winter darf die Erde nicht durchfrieren: „Man muß den Kübel dann entsprechend isolieren.“ Der Baum selbst ist – wie es sich für einen ordentlichen Apfelbaum gehört – winterfest. In der Lebensdauer steht der Säulenapfel dem „normalen“ Apfelbaum in nichts nach: „Er wird ähnlich alt“, sagt Ollig.

Auch von anderen Obstarten wie Birne oder Kirsche sind mittlerweile Mini-Bäume im Handel. Allerdings handele es sich, so der Gartenfachmann, nicht um „echte“ Säulenbäume. Sie behalten die schlanke Form nur, wenn die Seitentriebe regelmäßig geschnitten werden. *ddp*

Informationen über die Eigenschaften der einzelnen Sorten gibt es unter gartenakademie.rlp.de.

Äpfel richtig lagern

Äpfel halten sich am besten, wenn sie kühl und dunkel aufbewahrt werden. Dann kann man die Ernte aus dem eigenen Garten auch im Winter noch genießen. Lagerfähig sind nur gesunde und unbeschädigte Früchte. Äpfel ohne Stiel sollte man nicht lagern: Sie faulen zu schnell. Das Obst ist in klassischen Holz- und Obstkisten am besten aufgehoben. Maximal zwei Lagen Früchte sollten übereinander liegen. Feuchte Tücher oder Schalen mit Wasser sorgen in trockenen Kellern für die optimale Luftfeuchtigkeit. Kondenswasser sollte allerdings nicht entstehen. *(Quelle: Do-it-yourself-Academy)*

Urlaub im Iglu

Stansstad – Die Behausungen der Inuits sind auch bei Wintersportlern beliebt. Vor zehn Jahren wurde das erste Iglu-Dorf in der Schweiz gebaut. Jetzt sind die „coolen“ Unterkünfte auch online buchbar (iglu-dorf.com). Sollten alle Schlafplätze im angeklickten Ort ausgebucht sein, zeigt das Reservierungssystem automatisch an, wo noch ein Schlafsack frei ist. Iglu-Dörfer gibt es in Scoul, Zermatt, Engelberg und auf der Zugspitze bei Garmisch-Partenkirchen. Am 25. Dezember wurde ein weiteres Dorf im Schweizer Wintersportort Gstaad eröffnet. Ein Inuit aus Kanada verziert das weiße Innenleben mit Kunst aus dem hohen Norden. Es gibt Standard-Iglus, eine große Iglu-Hotellobby mit Bar, Romantik-Iglus für Verliebte, Whirlpools oder Sauna. Iglu-Dorf GmbH, Telefon (00 41) 8 00 11 33 55, info@iglu-dorf.com. *ddp*

Multikulti obsiegt

Betr.: „Nahostkonflikt erreicht Kreuzberg“ (Nr. 48)

Daß ein Bundeswehrsoldat in Kreuzberg von „Personen mit Migrationshintergrund“ überfallen, getreten und geschlagen worden ist, habe ich den Medien in Berlin nicht entnommen; dabei lese ich eigentlich recht sorgfältig. Meine Vermutung, der Überfall auf einen deutschen Soldaten war kein Thema, umgekehrt wäre es sicher großartig gewesen: „Bundeswehrsoldaten überfallen Schwarzafrikaner“; das wäre doch mindestens ein Wochenthema.

Unter dem Schutzschild der Ausländerfeindlichkeit sind in Deutschland Fremde eingezogen, die Fremde geblieben sind und sich nie integrieren wollten, um deren Integration sich aber auch niemand ernsthaft gekümmert hat. Multikulti bereicherte uns ja und bot den Deutschenhassern unter uns zudem die Hoffnung, daß die Deutschen im Multikulti endlich untergehen würden.

Wie auch soll ein Staat respektiert werden, der sich nicht selber respektiert und von seinen Zuwanderern Integration fordert und durchsetzt? **Margot Wiesner, Berlin**



Je eher desto besser? An vielen deutschen Schulen lernen schon Grundschulkinder Englisch. Foto: pa

Ohne Rückgrat

Betr.: „Deutsch tabu“ (Nr. 49)

Ich kämpfe seit 30 Jahren als Lehrer meinen kleinen, unermüdlichen Kampf für Deutschland und die deutsche Sprache; und ich weiß, wie gut es den Kindern und Jugendlichen tut, etwas Schönes und Gutes über ihr Land zu erfahren und nicht immerzu nur gedrückt und gedemütigt zu werden.

Da packt mich ohnmächtige Wut, wenn ich solch einen Artikel wie „Deutsch tabu“ lesen muß.

Ohne Mumm, ohne Kraft, ohne das mindeste Rückgrat und vor allem ohne die geringste Notwendigkeit werfen unsere „Volksvertreter“ ganz Deutschland einer englischsprachigen EU zum Fraß hin. Und der deutsche Michel bezahlt auch noch die Rechnung!

Reinhard Kühl, Baden-Baden

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Wir erleben einen Sprach-Rassismus – Deutsch wird zur Sprache zweiter Klasse

Betr.: „Der Tod des Deutschen“ (Nr. 49)

Was zur Zeit abläuft, ist nichts Geringeres als sprachlicher Rassismus. Die englische Sprache stand nach dem Zweiten Weltkrieg für Freiheitsdrang und Rebellentum einer klassenlosen Jugend, verkörpert durch Begriffe wie Rock n' Roll oder Blue Jeans. Heute ist sie ein Machtinstrument der anglokapitalistischen Obrigkeit, die die deutsche Sprache kurzerhand zur Sprache zweiter Klasse erklärt hat und über Werbepropaganda den englischsprachigen Traum verbreitet. In Wahrheit ist die englische Sprache der deutschen nicht überlegen und auch nicht einfacher; letzteres ist nur eine Illusion derer, die weder Englisch noch Deutsch richtig beherrschen. Was ist das für ein System, in dem eine der zehn bedeutendsten Sprachen der Welt als lebensunwert abgestempelt wird, nur weil es einige wenige Sprachen gibt, die von noch mehr Menschen gesprochen werden?

Daß Unternehmen, die das Wort „deutsch“ im Namen führen, ihren Mitarbeitern untersagen, ebendiese Sprache zu verwenden, ist schamlos und meines Erachtens rechtswidrig (EU-Recht). Wo bleibt die grüne Partei, die sich sonst so gegen Unterdrückung aller Art einsetzt?

Verantwortungslos handeln auch diejenigen öffentlichen Sprecher und Schreiber, die neuenglische Begriffe übernehmen, ohne darüber nachgedacht zu haben, wie man das Entsprechende auf deutsch sagen könnte.

Neuerdings wird von Ausländerkindern anständiges Deutschlernen verlangt.

Dies jedoch meist durch dieselben Bürger, die ihren eigenen Kindern auf Kosten der deutschen Sprache möglichst viel Englisch angedeihen lassen wollen. (Und in wenigen Jahren kommt wahrscheinlich noch Chinesisch dazu.)

In keiner europäischen Sprache werden die vielen internationalen altsprachlichen Wörter (und sogar die simplen Buchstaben) so falsch ausgesprochen wie in der englischen.

Daß gerade diese Sprache dazu dienen soll, die Welt zu alphabetisieren, ist ein Hohn.

Die Briten gehen wie selbstverständlich davon aus, daß ganz Kontinentaleuropa auf eigene Kosten Englisch lernt. Da könnten wir genausogut von ihnen verlangen, daß sie auf eigene Kosten endlich auf Rechtsverkehr umstellen.

Der Gerechtigkeit halber (Chancengleichheit!) müßten sie uns den Sprachunterricht eigentlich bezahlen.

Europa (auch Deutschland) läuft Gefahr, von einer internationalen englischsprachigen Klasse beherrscht zu werden, die sich vom Volk immer weiter entfernt. Dieser Entwicklung muß Einhalt geboten werden. **Alf Rettkowski, Oldenburg**

Nationale Würde

Betr.: „Deutsch ist tabu“ (Nr. 49)

Wir haben uns angewöhnt, wenn wir mit englischen Ausdrücken bepflastert werden, den uns Ansprechenden nicht zu verstehen. Will er verstanden werden, muß er sich schon in unserer Sprache bemühen. Das ist sehr hilfreich und kann weiter empfohlen werden.

Wenn eine Tagung in unserem Land abgehalten wird, dann ist es doch selbstverständlich, daß Deutsch die Verkehrssprache ist und übersetzt wird. Leider gibt es nur bei uns besonders viel Typen, denen es an Selbstbewußtsein und nationaler Würde fehlt. Das sollte man diesen Damen und Herren verdeutlichen.

Rudolf Meischel, Baden-Baden

Pinochet stoppte vollständigen Linksrutsch Lateinamerikas

Betr.: „Pinochet: gehaßt und geliebt“ (Nr. 49)

Der Grund für den Putsch des General Pinochet in Chile war nicht nur die katastrophale Wirtschaftspolitik des Marxisten Allende, der mehrere Verfassungsbrüche begangen hatte. Allende ließ in seiner Volksfront-Regierungszeit Tupamaro-Rebellen aus Uruguay sowie Waffensendungen aus Kuba und dem Ostblock nach Chile kommen. Die linksextremistischen, fanatischen und rücksichtslosen Guerilleros agierten in den „Arbeitergürteln“ Santiagos und im ganzen Land mit Allendes Einverständnis. Aufgrund der Unsicherheit im Lande war das harte Eingreifen des Militärs berechtigt. Der Militärputsch von 1973 verhinderte das Aufrollen Südamerikas vom Süden von Chile und vom Norden von Kuba her. In Bolivien wühlte ja bereits Che Guevara (Bernhard Starischka: „Der Sturz des Präsidenten Allende in Chile“).

Friedrich Karl Pohl, Lüneburg

»dass« statt »daß«

Betr.: Rechtschreibung

Ich möchte Ihnen heute mitteilen, daß mich Ihr Festhalten an der alten Rechschreibung stört. Ihr Verhalten ist kurzsichtig und falsch durchdacht. Wann werden Sie zu der Einsicht gelangen? Als Ostpreuße habe ich meinen Enkeln gerne die Zeitung näher gebracht und merke, daß ich sie mit Ihrer Rechtschreibung verunsichere, also keine *PAZ* mehr für Kinder! Sie verbauen sich den Zugang zu der jungen Generation.

Was haben Sie gegen „dass“? Es wird doch nicht wie „Straße“ ausgesprochen.

Gerhard Wohlgemuth, Solingen

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **3215**

... unsere Gefallenen waren Schändung preisgegeben

Betr.: „Unser Taliban“ (Nr. 43)

Der „deutsche“ Taliban ist höchstwahrscheinlich ein Finsterling, dem ich keinen Schritt über den Weg trauen würde. Deutsche, die sich auf der Seite der Taliban einfinden, sind für mich das letzte. Nicht viel besser ist zu bewerten, wie deutsche Politiker der linken drei Parteien die fragwürdigen Aussagen des deutschen Taliban auszuschlachten suchen.

Inzwischen hat uns Springers „Bild“ Bilder deutscher Soldaten präsentiert, die sich mit einem aufgefundenen Totenkopf ablichten ließen, weitere Geschmacklosigkeiten von Angehörigen der Bundeswehr folgen. Auch wenn in Afghanistan genügend menschliche Überreste herumzuliegen scheinen und unsere Soldaten die Totenruhe nirgendwo gestört haben, sind diese Vorfälle peinlich und beschämend. Trotzdem sollten sich Politiker nicht überschlagen, aufregen und empören, die es zuließen und zulassen, daß noch immer nicht alle unsere Weltkriegsgefallenen beerdigt sind. Wie viele Jahrzehnte lagen die Überreste unserer Gefallenen auf vielen Plätzen herum und waren jeder Schändung preisgegeben? Wenigen Idealisten und dem Volksbund blieb es überlassen, unsere Gefallenen würdig zu bestatten. Ich weiß nicht, wie sich Soldaten fühlen, die weit von ihrer zu verteidigenden Heimat entfernt täglich den Tod vor Augen haben. Es ist sicher eine menschliche Sondersituation, die nicht von Psychologen verändert werden kann. Jeder deutsche Soldat, der in Afghanistan oder sonstwo auf Weisung der Bundesregierung sein Leben verliert, sollte uns mehr bewegen als die Geschmacklosigkeit gelangweilter oder auch betrunkener Soldaten, zu deren Alltag der Tod gehört.

Martin Kerk, Düsseldorf

Wowi zittert

Betr.: „Das Zittern geht weiter“ (Nr. 49)

Dem um den Erhalt seiner Macht zitternden Berliner Bürgermeister zuzusehen, mag ja ganz lustig sein, aber die Berliner, die ich kenne, haben bestimmt nichts davon. Wowereits Anti-Zitter-Medizin kommt ja von linksaußen, er muß sich der PDS, auch Linkspartei genannt, beugen, wenn er auf festem Boden stehen will. Da seine Gegner in der eigenen Partei auch Interessen des Machterhalts haben, werden sie Wowi schon mal zittern lassen, zum Rausschmiß aber dürfte es nicht reichen. **Bodo Allemann, Kiel**

Menschenverachtender geht es nicht

Betr.: „Machtlos mit gezückten Waffen“ (Nr. 42)

Der sehr aufschlußreiche Bericht von Jörg Schmitz – so er denn stimmt, und daran dürfte es kaum Zweifel geben – treibt mir die Zornesröte ins Gesicht. Deutschland wird am Hindukusch verteidigt! So tönte einst der seinerzeitige Verteidigungsminister im Bundestag. Und was machen deutsche Soldaten am Hindukusch?

Sie bewachen die Bauern beim Anbau von Mohnfeldern, die zwar ein farbenprächtiges Bild abgeben, die aber eben für die Opiumproduktion bestimmt sind. Diese Erzeugnisse werden weltweit und wohl auch in der Bundesrepublik abgesetzt.

Die hierfür benötigten Fahrzeuge dürfen die Grenzen zu den Nachbarländern ungehindert passieren. Widersinniger und menschenverachtender kann also die Verteidigung Deutschlands nicht mehr demonstriert werden. Die deutschen Soldaten sind aber gerade deshalb, weil sie den Nachschub nicht verhindern dürfen, bei den Einheimischen wohl gelitten.

Es ist dennoch nur eine Frage der Zeit, bis sich dieser Zustand ändern wird. Die Soldaten der übrigen Besatzungsmächte, die den Gefahren der Taliban in weit größerem Umfang ausgesetzt sind, bemühen sich allen Ernstes, daß sich auch deutsche Soldaten an deren Kriegshandwerk beteiligen mögen. Diesen Wünschen wird sich die Bundesrepublik auf Dauer wohl kaum verschließen können.

Ihr möglicher Tod wird dann allenfalls als Kollateralschaden angesehen und die toten Soldaten dürfen zu Hause in aller Stille und ohne militärisches Brimborium zur letzten Ruhe geleitet werden. Und das sollen wir Deutsche, ohne Widerspruch hinnehmen? Ich jedenfalls kann das nicht. **Walter Grubert, Hannover**

MELDUNGEN

Kampusch soll für Eloquenz geehrt werden

Erlangen – Fünf Personen stellt das Magazin „Deutsche Sprachwelt“ für den Titel des „Sprachwahrers 2006“ zur Wahl, der bis zum 31. Januar 2007 unter www.deutsche-sprachwelt.de gekürt wird: So etwa die Kammersängerin Edda Moser oder die Drogeriekette „Rossmann“, die ihre Zeitschrift „Centaur“ zur „ersten denglischfreien Kundenzeitschrift Deutschland“ gemacht habe. Ungewöhnlichster Vorschlag: Das Wiener Entführungsopfer Natascha Kampusch. Die 18jährige habe trotz ihrer achtjährigen Entführung eine bemerkenswerte Eloquenz und Spracheleganz entwickelt.

Ermyas M.: Keine »Nazis«?

Potsdam – Bei den Untersuchungen zum Angriff auf den Potsdamer Deutsch-Äthiopier Ermyas M. gehen die Ermittler zunehmend davon aus, daß es sich entgegen ersten Berichten nicht um einen rassistischen Überfall gehandelt hat. Die Verhandlungen beginnen am 3. Januar.

ZUR PERSON

Polens neuer Anwalt



Foto: eastway

Polen hat nach langem Zögern die seit mehr als einem halben Jahr vakante Stelle des Deutschland-Beauftragten neu besetzt. Die vorherige Amtsinhaberin Irena Lipowicz war wegen des nationalistischen und deutschfeindlichen Kurses der Kaczynski-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ zurückgetreten.

Mariusz Muszynski heißt nun der neue Gesprächspartner Gesine Schwans, der deutschen Polenbeauftragten. Muszynski war zuvor Vorstandsvorsitzender der Stiftung „Deutsch-Polnische Versöhnung“ und Mitglied des Kuratoriums der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“, die zehn Milliarden Mark Entschädigung an ehemalige NS-Zwangsarbeiter oder deren Angehörige ausgezahlt hat.

Muszynski, habilitierter Jurist und Professor an der „Kardinal Stefan Wyszinski-Universität“ in Warschau, gilt als wichtiger Berater der Kaczynski-Zwillinge. Er forderte die deutsche Regierung auf, die Entschädigung der von Polen enteigneten Ostdeutschen selbst zu übernehmen. Vor dem Hintergrund der gerade eingereichten Klagen der „Preußischen Treuhand“ dachte der Jurist laut über eine Neuverhandlung des Deutsch-Polnischen Nachbarschaftsvertrages nach. Zuvor hatte Polens Außenministerin Anna Fotyga abgestritten, den Grenzbestätigungsvertrag nachverhandeln zu wollen.

Muszynski beschäftigt sich seit 15 Jahren mit deutsch-polnischen „Problemzonen“. Zwischen 1998 und 2002 wirkte der 41jährige Professor, der bei seinen Studenten als „sensibel“ gilt, als Erster Botschaftssekretär an der polnischen Botschaft in Berlin. Die Zeit wird zeigen, ob er tatsächlich das nötige Gespür für die Sensibilität seines Amtes mitbringt. *BK*



»Es ist alles in bester Startverfassung. Alles andere ist Lobbygeschrei!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

In Engelchens Mitte

Wo zwei Putten das Land führen, ist Jesus als König das mindeste: Unsere polnischen Nachbarn laufen zur Hochform auf / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Und was wünschen Sie sich zum Neuen Jahr? Meist hört man Sachen wie Gesundheit, Erfolg, Liebe und so ... wie bescheiden! Bei unseren polnischen Nachbarn sind die Erwartungen sehr viel großzügiger gesteckt. Wie bekannt wurde, wünschen sich 46 polnische Parlamentarier, davon etliche aus der Kaczynski-Partei „Recht und Gerechtigkeit“, Jesus Christus höchstpersönlich. Der soll zum „König von Polen“ gekrönt werden.

Die meinen das bitterernst, auch wenn dem Rest der Welt angesichts dieses Ansinnens das Zwerchfell juckt. Aber Vorsicht: Über Polen lacht man nicht ungestraft. Papst Benedikt sollte sich darauf gefaßt machen, daß demnächst eine Abordnung aus Warschau am Heiligen Stuhl eintrifft, um den Vatikan unter polnische Verwaltung zu nehmen, zumal die Aufnahme von Grenzstreitigkeiten derzeit wieder Konjunktur hat an der Weichsel. Mit Deutschland möchte man demnächst auch alle Grenzfragen wieder aufrollen. SPD-Veteran Egon Bahr empfiehlt der Bundesregierung, Polen zu behandeln wie einen durchgeknallten Wicht: Einfach so tun, als gäbe es die Hysterie gar nicht.

Wenn das mal gut geht. Die Katholische Kirche fürchtet offenbar polnische Forderungen. Jedenfalls wehrt sie den Krönungsplan heftig ab. Dabei hätten die Bischöfe schon viel früher Verdacht schöpfen können. Die Wahl der Kaczynski-Zwillinge an die Staatsspitze erscheint im Nachhinein wie ein verschlüsselter Hinweis auf das, was noch kommen sollte. Gucken Sie sich die beiden doch mal genau an: Sehen die mit ihren pummeligen Gesichtern nicht aus wie zwei verwitterte Posaunenengel? Da ist es doch nur schlüssig, daß sie jetzt ein paar Parteifreunde ausschicken, damit sie Jesus als neues Staatsoberhaupt in Engelchens Mitte holen.

Allerdings fehlt den beiden zum Engelhaften doch das kindlich Unschuldige, wie ein Beobachter jüngst feststellte. Der sah im Ausdruck der beiden eher das Gesicht, „das ein Siebenjähriger macht, wenn er einer Spinne die Beine ausreißt“. Putten tun so etwas nicht.

Angela Merkel indes muß sich manchmal vorkommen wie die tragische Spinne. Rührend bemüht um die Verbesserung der Beziehungen zu Warschau bekommt sie von dort nur einen Eimer kaltes Wasser nach dem anderen über den Kopf – daß ihre Frisur das aushält! Da ist ein Spitzen-Figaro am Werk. Wer ältere Aufnahmen der Politikerin heute anschaut, traut seinen Augen nicht: 1990 dieser Kochtopfputz, als habe die Mama in der heimischen Küche selbst zur rostigen Schere gegriffen. So furchtbar die Frisur, so schlecht beraten die Merkel – denn im Laufe der 90er Jahre ließ sie sich das Fiasko auch noch lang wachsen, bis sie wie der Trauerkloß daherkam, dem tatsächlich jemand was übers Haupt gegossen hatte, obwohl sie damals noch gar nicht dafür zuständig war, sich von den Polen piesacken zu lassen.

> »Ostblock«-Methoden an der Isar: Kommt Frau Pauli nun in einen Bazi-Gulag im Bayerischen Wald?

Dann kam die Wende: Schritt für Schritt ging ein Könner daran, die CDU-Chefin vom Dumme-Trine-Look zu erlösen. Jedes Jahr ein bißchen mehr, fast unmerklich, aber nicht ganz. Der Vorteil der steten Veränderung liegt auf der Hand und ist beileibe nicht bloß ästhetisch. Er schützt auch vor peinlichen Zwischenfällen wie den, der uns vor genau 20 Jahren zum Lachen brachte.

Da vertauschte die ARD aus Versehen Kohls Neujahrsansprache von Sylvester 1986 mit der vom Vorjahr. Der Fauxpas blieb über etliche Stunden völlig unbemerkt, was zu spitzen Kommentaren über die Austauschbarkeit von Politikerreden anspornte. Aufgeflogen war die Sache denn auch nicht wegen des Inhalts der Ansprache, sondern weil jemandem auffiel, daß der Regierungschef in beiden Sendungen dieselbe Krawatte trug.

Worüber Angela Merkel wohl reden wird zu Neujahr? Sicher wird sie vom „erfolgreichen Jahr, das hinter uns liegt“ schwärmen, von der „Wende am Arbeitsmarkt“. Wenn sie auf die „gelungene Gesundheitsreform“ zu sprechen kommt, werden wir genau darauf achten, ob sich ihr Gesicht verfärbt. Andererseits: Die sind im Fernsehen ja immer so gepudert und geschminkt, damit sie schön frisch aussehen und nicht glänzen. Also wird die Farbe wohl selbst bei der dreistesten Flunkerei stabil bleiben. Wenn sich allerdings Merkels Nase verändern sollte, wenn sie auf die „fruchtbare Zusammenarbeit mit den Ministerpräsidenten der Länder“ zu sprechen kommt, dann kann das auch die dickste Maske nicht verbergen.

Merkels Intimfeind Stoiber hat kurz vor Jahresende indes ganz andere Sorgen und kommt gar nicht richtig dazu, der Kanzlerin nochmal ordentlich in die Hacken zu treten. Der Blick in die Medien verrät: In München herrschen Zustände wie bei Putins unterm Sofa. Die Fürther CSU-Landrätin Gabriele Pauli wurde „bespitzelt“, und zwar nach „Ostblock-Methoden“, wie Bayerns SPD-Fraktionschef Franz Maget (Franz wer? – kennt niemand) düster grollt.

Frau Pauli ist dem Bayern-Premier lästig gefallen, weil sie seit Anfang November eine aus dem hamburgischen Exil (also fernab des Zugriffs durch bajuwarische Staatsschergen) Internetseite geschaltet hat, deren Inhalt und Zielsetzung auf die simple Formel zu bringen ist: Stoiber muß weg!

Das mochte irgend jemand in München nicht mehr hören, weshalb Stoibers Büroleiter ein längeres Telefongespräch mit einem Bekannten von Frau Pauli führte. Da soll er sich unter anderem auch danach erkundigt haben, ob es bei der Gabi irgendwelchen Schweinkram gebe oder ob sie eine Schnapsdrossel sei und nach ähnlichen Delikatessen dieser Preislage. Der gute Bekannte will übrigens gar nicht bemerkt haben, daß er ausgehorcht wurde.

So sieht er also aus, der finstere Ostblock. Nach dem Vergleich fallen einem sofort Wörter ein wie „Dissidentenverfolgung“ und „unterdrückte Bürgerrechtler“. Droht der tapferen Frau Pauli ein Bazi-Gulag im Bayerischen Wald oder gar die hinterlistige Ausbürgerung während einer Motorradtour (ihr Hobby) durch Baden-Württemberg?

Ganz so schlimm wird es nicht, auch wenn die Sache schon ein bißchen streng riecht. Aber immerhin ist Bayern keine Diktatur, die erlauben dem Maget sogar, seine SPD zu betreiben, obwohl die nachweislich keine politische Rolle im Freistaat spielt, also nur kostet und obendrein stänkert.

Und überhaupt diese Pauli: Die ist nämlich gar keine Bayerin, die wurde in Schweich an der Mosel geboren. Nicht mal Bayerische Pfalz, nein: Mosel! Daß so jemand Hergelaufenes im Stoiberland Landrätin werden darf ... wenn das der selige Franz Josef noch mitbekommen hätte. Aber der ließ seinen Büroleiter ja auch nicht mit irgendwelchen Leuten telefonieren, die danach das Wasser nicht halten konnten. Strauß war der letzte echte Barockfürst Deutschlands, der hatte seine Schranzen im Griff und hätte verdächtige moselfränkische Elemente gewiß ferngehalten von seinem Reich.

Ach, der Strauß! Werden Sie auch immer melancholisch, wenn Sie an das polternde Schlitzohr, den begnadeten Rhetoriker und Machtjongleur denken müssen? Säße der noch in München, müßte Kanzlerin Merkel ihre Neujahrsansprache von der Nervenheilanstalt aus halten, alle zwei Minuten hyperventilierend und mit Münte daneben, der ihr zärtlich den Schweiß von der glühenden Stirn tupft.

Woche für Woche würden die Berliner Kaninchen auf die Schlange an der Isar starren. Strauß-Nachfolger Stoiber hingegen verheddert sich schon, weil einer der Seinen sich wie ein neugieriges Klatschweib aufgeführt hat.

Warum gibt's eigentlich keine richtigen Polit-Affären mehr bei uns? Polen dagegen: Sex, Bestechung vor laufender Kamera – alles da. Das politische Personal des Nachbarn ist mit einer solchen Selbstverständlichkeit peinlich, daß einen manchmal der Neid packt. Politik können die zwar auch nicht, aber als Gaukler sind sie sagenhaft! Frohes Neues!

ZITATE

*Ex-Nationaltorwart **Oliver Kahn** kommt im „Spiegel“ vom 22. Dezember noch einmal ins **Schwärmen über die WM**:*

„Vor dem Spiel gegen Portugal dachte ich: Dritter Platz, Entschuldigung, das bringt doch nichts ... Aber dann diese Euphorie, die Fans, das Fahnenmeer! Wie enthusiastisch der dritte Platz gefeiert wurde – fast unwirklich. Da wurde mir bewußt, es gibt auch Erfolg, der nichts mit Titeln zu tun hat.“

*Der sächsische Bundestagsabgeordnete **Henry Nitzsche** freut sich gegenüber der „Jungen Freiheit“ vom 22. Dezember über **seinen Austritt** aus der **CDU**:*

„Ich bin froh und glücklich über meine Entscheidung, die CDU zu verlassen ... Die CDU ist keine konservative Partei mehr. Sie ist eine Partei, die den Fleischtöpfen nachrennt und jegliche Ideale über Bord wirft, um zu regieren. Wenn du aber merkst, du reitest ein totes Pferd, dann steige ab!“

*Der amerikanische Medienmogul **Chaim Saban jubelt** nach seinem milliardenschweren Verkauf der TV-Gruppe „Pro 7/Sat 1“:*

„Ich liebe die deutschen Kartellbehörden!“

*Alleinunterhalter **Harald Schmidt** amüsiert sich über einen Vorschlag der **Integrationsbeauftragten** der Bundesregierung, **Maria Böhmer** (CDU):*

„Die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung hat eine tolle Idee: Mehr Zuwanderer ins Fernsehen! Eine tolle Sache: Mehr Menschen mit Migrationshintergrund im Fernsehen – und zwar nicht nur bei ‚Aktenzeichen XY ungelöst‘.“

Jahreswende

Sei es Segen oder Plage,
jedes Jahr um diese Zeit
kommen Jahresrückblicktage –
wieder ist es nun so weit.

Nochmals läßt man uns erleben,
was sich zutrug fern und nah,
denn man will Gewißheit geben,
daß es in der Tat geschah.

Wenn wir dann bestätigt sehen,
was noch im Gedächtnis war,
schwinden Zweifel am Geschehen,
ja sogar am Kommentar.

Und wir wissen voll Vertrauen:
Wo Erinnerung versagt,
können wir auf andre bauen,
die uns helfen ungefragt.

Das Ergebnis ist Geschichte,
und die muß bewältigt sein –
notfalls höhlt vorm Strafgerichte
steter Tropfen Hirn und Stein.

Doch zurück zum Jahreswechsel:
Mahner sprechen salbungsvoll,
denn das Neujahrswortgedrechsel
ist ein Teil vom Protokoll.

Dankbar lauschen wir den Guten
– Herren meist, auch Damen jetzt –
und wie wohl sie selbst vermuten,
wird ihr Beispiel sehr geschätzt:

Läßt es ja sich dran ermessen,
daß wir gleichfalls und pauschal
jeden Vorsatz glatt vergessen –
grade so wie letztes Mal.

Pannonicus